Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 27 Marburg i. H., den 3. Juli 1902

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile (Nonpareille 50 v. H. Aufschlag); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Einsamkeit — Bismarcks Religiosität: 2. Bismarcks Bekehrung — Die Konzentrationslager in Südafrika. Schluß — Randbemerkungen zur Eisenacher Gemeinschaftskonferenz — Der Kampf um das Wesen des Christentums. Zur Kirchenpolitik 6 —

Einsamkeit

Wenn ich nur dich habe, frage ich nichts nach Himmel und Erde. Psalm 73, 25.

Es ist ein Einsamer, der sich mit diesen Worten zu seinem Gott hindurchgerungen hat. Er sah die Gottlosen sich im Wohlsein brüsten, aber auf ihm lag täglich seine Strafe; ihm that es weh, und er war wie ein Tier vor Gott. Da wagt er einen Sprung und findet bei Gott festen Boden unter den Füßen. Dann fragt er nichts mehr nach Himmel und Erde. Wie er haben immer die großen Entdecker Gottes ihn in der Einsamkeit gefunden und dann auf den Gassen verkündigt. Am Rande der Wüste sind die großen Religionen geboren, aber ihre Stifter und Förderer waren auch innerlich in der Wüste, wenn ihnen Gott oder ein neues Licht über ihn aufging. Die Frommen in der Welt leben von dem, was in der einsamen Nacht die Großen ihrem Gott abgerungen haben. Jesus in der Wüste und in Gethsemane, Paulus in Arabien, Luther in seiner Klosterzelle, das sind die im Walde still verborgenen Quellörter der Lebenswässer, die nachher befruchtend durch die Gefilde rauschen.

Und immer noch will das Tiefste des Glaubens in der Einsamkeit Gott abgerungen sein. Da schneiden und hämmern sie am Gottesbegriff, da gewähren sie großmütig soeben einen Durchschlupf für Gott zwischen den hohen Alles beherrschenden Naturgesetzen. Aber Gott lachet ihrer, die ihn bilden wollen aus ihren Begriffen, wie die Götzendiener ihre Götzen aus Holz und Stein. Gott findet, wer in innerer Vereinsamung dicht am Rande der Verzweiflung keinen andern Ausweg fand als den Sprung auf die Klippe des Glaubens zu wagen. Wer noch nie die Scheidewand empfand, die ihn von den Allernächsten unter den Menschen trennt, wer noch nie nach einer Gemeinschaft geschrien hat mit einem Wesen, das mehr war als er, wem noch nie der Strom des Jubels und der Klage tiefer und breiter aus der Seele empor drängte, als ihn die weitesten Menschenherzen mitfühlend aufnehmen können, wer noch nicht Hilfe suchte im Kampfe wider sich selbst und unverstanden oder verspottet floh vor den Kindern des Augenblicks, wer noch nie vom Gewissen gejagt einen Ort suchte, wo ein Bund von Milde und Ernst die schuldbelastete Seele entlud: der hat kein Recht mitzureden, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Aber wem einmal ein geduldig Ohr in der Einsamkeit stille hielt, um all das Tiefste aufzunehmen, was keines Menschen Mund sagen kann und was keines Menschen Ohr hören darf, wem eine unsichtbare Güte ohne Neid sein Glück und ohne Schadenfreude seinen Jammer abnahm, wem eine unsichtbare Hand die dunkeln Flecken bedeckte, die keines Menschen Auge je gewahrte, und wen der Aufblick zu einer großen Güte und Treue jemals stärkte im harten Kampf mit sich selbst und im Ertragen der Enttäuschungen und der bösen Menschen: der hält fest an dem Freunde seiner Einsamkeit. Dann lacht man über die Leute, die noch mit einander handeln, wie viel sie noch sollen vom alten Herrgott gelten lassen. Dann freut man sich, daß man frei geworden ist im stillen Besitz des Unsichtbaren von dem, was die Menschen knechtet und ihnen so lieb ist, daß sie sich um seinetwillen die Mühe machen, einen Gott zu erfinden, der um den Tagelohn ihrer Gebete der Feldhüter ihrer Aecker sein soll. Dann wird dir der Unsichtbare immer größer und unentbehrlicher, du wirst seiner immer gewisser und hältst dich wie Moses an den, den du nicht siehst, als sähest du ihn. Aber behalte ihn dann nicht in frommer Selbstsucht für dich, weil ihn die Menge doch nicht verstehe; predige von den Dächern, was dir ins Ohr gesagt ist. Oder wenn du das nicht magst, dann mache es wie Moses, der, wenn er aus der stillen Zwiesprache mit Gott kam, eben das Volk sein glänzend Antlitz sehen ließ, aber dann gleich die Decke darüber that, bis er wieder hineinging zu reden mit seinem Gott.

Niebergall

Bismarcks Religiosität

2. Bismarcks Bekehrung (Schluß)

Viel zu wenig beachtet ist ein, wenn auch bereits in zweiter vermehrter Auflage erscheinendes Lebensbild Adolfs von Thadden-Triglaf, gezeichnet nach Erinnerungen seiner Kinder und Freunde von Eleonore Fürstin Reuß (Berlin, Hertz, 1894, 300 S. 5,40 Mk.). Es giebt uns so recht erst den Hintergrund für die Bismarcksche Verlobungsgeschichte. Neben den drei Brüdern von Below spielt Thadden-Triglaf die bedeutendste Rolle in der pommerschen Erweckungsbewegung. Zurückgekehrt aus den Freiheitskriegen, in denen der „engelreine" Offizier sich das eiserne Kreuz erworben hatte, sammelte er in Berlin einen Freundeskreis, eine ecclesiola, zu der die aus Bismarcks Briefen bekannten Brüder Leopold und Ludwig von Gerlach, zwei Brüder von Senfft — auch der, den Bismarck später so scharf wegen seines Richtegeistes zurückwies —, Lancizolle, Rappard u. a. gehörten. Jugendlich unreif äußerte sich die Innigkeit und Wärme der unerschrockenen, bekenntnisfreudigen Zeugen eines, wie sie es empfanden, aus langem Winterschlaf neu erwachten christlichen Lebens. Es war edler, aber ungesunder Pietismus, der aller Kritik der Vernunft und Bildung sich trotzig entschlug, den ersten über dem zweiten Artikel des Glaubens vergaß und zu Allem, was nicht direkten Bezug hatte auf die Erlösung durch Christi Blut, eine schiefe, aburteilende Stellung einnahm. In einem äußerst charakteristischen Brief an eine befreundete ältere Dame, die er an die Selbstprüfung ihres innern Standes zu erinnern sich gedrungen fühlt, zugleich freilich an die eigene Brust schlagend und mit Schmerz bewußt, wie traurig es noch mit ihm selbst stehe, wendet er sich mit enormer Wucht gegen das poetische

sentimentale Christentum, das nur Blumenduft und Wohlgeschmack, nicht Lebensbrot bei Christus sucht, darum auch nicht die Armen und Häßlichen aus dem gemeinen Volk, sondern nur die liebt, die einen gewissen Nimbus von Blütenfülle und Bildung um sich haben: „so wärmen sie sich in ihren eitlen Gedanken herum und entfernen sich immer mehr von dem liebreichen Gott.“ Entgegen diesen christlich-heidnischen Parfümerieen und dem velinpapiernen Christentum sucht er ein schlichtes, energisches, den Willen packendes Christentum, für welches feststeht, daß eher die ganze Welt lügt, ehe ein einziges Jota in der Bibel falsch ist. Die Freunde kamen zusammen, sangen einen Choral, lasen in der Bibel und ließen sich von Thadden freimütig seine Empfindungen über ihr Christentum sagen, die nicht verletzten, weil er „voll Liebe und duldsam, aber zu rein war, um jemals mit dem Teufel zu akkordieren.“ Los von der „Schleiermacherschen Ketzerei“, der „seelenmörderischen Lehre von der Kongruenz der Vernunft und Gnade oder des heiligen Geistes“, verband man sich in der Einheit eines von Sünden zerschlagenen, durch Christi Blut allein gereinigten Herzens zur Errettung des Volks aus der rationalistischen Selbstgerechtigkeit. Nur wer die Sünde statt von Seiten ihrer Häßlichkeit von Seiten ihrer Schlechtigkeit haßt und seine Kleider helle gemacht hat im Blute des Lammes, wer dies „tiefe, schmerzensvolle Glück“ erfahren, gehört zu dem Freundeskreis. Als sich nun Thadden mit der gleichgesinnten Gattin in Triglaf niedergelassen hatte, schloß er sich der von den drei Brüdern von Below begonnenen freikirchlichen Bewegung an. Sie hatten sich von den Patronatspfarrern, die sie vergebens für die Wahrheiten des Evangeliums zu erwärmen gesucht, an die Gemeinden gewandt und verlangende Seelen um ihre Predigt gesammelt: „die Bewegung ergriff alle Stände in solchem Grade, daß einfache Mägde in eine Art Verzückung gerieten und auf den Zehenspitzen stehend mit aufgehobenen Händen geisterfüllte Gebete sprachen.“ Während nun die Erweckten z. T. immer ungesunder, verinnerlichter, ja sogar Gichtelianer wurden, allen Gottesdienst und alle Predigt verwarfen, mit der kirchlichen Gemeinschaft brachen, mied Thadden zwar auch die „geist- und glaubenslosen“ Predigten seines Ortspfarrers, ließ sich die Sakramente von auswärtigen gläubigen Geistlichen zudienen, rang aber noch länger mit separatistischen Gelüsten und mit Skrupeln über die Mitteldinge, Aerzte, Medizin, Prozesse, Zigarren u. s. w. Aus den Versammlungen in „der Puritaner dumpfer Predigtstube“ erwuchsen bald die jährlichen Konferenzen, von 1839 an geleitet von Thaddens Ortspfarrer Nagel, dem späteren Haupt der Breslauer Lutheraner, und in alle Fragen der lutherischen Opposition gegen die Union und Unionsagende hineingezogen. Was aber auch innerliche Christen nach Triglaf zog, war die Verbindung von Demut und Entschiedenheit in der Feudigkeit des Hausherrn, der tiefen Ernst mit heiterm Humor wechseln ließ, die besten Traditionen einer wahrhaft patriarchalischen Fürsorge für die Gutsleute mit ritterlichem Freimut in der Behauptung der Ueberzeugung vereinte. Der unbedingte, geschlossene Charakter seiner Christlichkeit und der sein ganzes Verhalten beherrschende Grundsatz Noblesse oblige, der auch Andersdenkenden gegenüber nie außer Kurs gesetzt ward, dazu ein von diesem regen Haupte völlig beherrschter Familienkreis mußte einem Manne wie **Bismarck** unbedingt imponieren. Er war durch Moritz Blankenburg, Thaddens Schwiegersohn, auch nach Triglaf gezogen und ein oft und gern gesehener Gast:

> Ausgelassen vergnügt bei harmlosen Spielen mit den Triglafer Söhnen, war er der geistvollste Gesellschafter und stach gegen die gewöhnliche pommersche Art durch Gewandtheit und feine Formen angenehm ab. Er nahm lebhaften Anteil an Shakespeare-Abenden in Cardemin, er erzählte in Triglaf von seinem Aufenthalt in England, er belebte die Unterhaltung, die sich mit Politik beschäftigte, durch geistvolle Anschauungen und unerwartete Gedankenblitze. So z. B. drehte sich das Gespräch einst um Glaubensfreiheit und Bismarck verteidigte den Satz: „Erfülle deine Bürgerpflicht, nach deinem Glauben frag ich nicht.“ Es wurde ihm erwidert, dann müßte er für Emanzipation der Juden stimmen. „Die frage ich auch nicht, denen sehe ichs an“, erwiderte er rasch.

Gemeinsame Interessen des öffentlichen Lebens vertieften die Beziehungen. Die Generalsynode von 1846 wie der vereinigte Landtag von 1847 gaben Thadden die ausgiebigste Gelegenheit, seinen energisch konservativen Standpunkt geltend zu machen; sein Auftreten auf beiden muß Bismarck angezogen haben. Wohl am meisten, daß dieser unerschrockene Kämpe, dem, wie er selbst sagte, der Hinterkopf fehlte und damit bei der besten Rede der Hintersatz, in seinem Hause der demütigste Kreuzträger war. Der königstreue, mutige Mann, der selbst den Zweikampf gegen die Demagogen für berechtigt hielt, und im Fall eines solchen seine theologischen Freunde anfleht, ihn wenigstens ehrlich zu begraben, sammelte die Gerlach, Kleist-Retzow, Blankenburg und Bismarck-Schönhausen zu ingrimmiger Opposition gegen die „Revolution“ mit der Aussicht auf einen „ehrlichen Galgen und eine fröhliche Auferstehung“. „Das demokratische Wahlgesetz, wonach etwa auf zehntausend Pfund Menschenfleisch ein Wähler kommt, beruht auf dem Grundsatz des Fleischgewichts!“ — dem mußte Bismarck jubelnd zustimmen. Nicht weniger imponierte ihm die resolute Verteidigung des positiven Christentums auf der Generalsynode. Seine Hauptrede gegen das Unionsbekenntnis atmet denselben hochgemuten Trotz, den wir beim jungen Bismarck finden. Seine Provinz sei ein echt lutherisches Land; wenn er prahlen wollte, könnte er sagen, es sei eine **kleine** Partei, um sich dann die Verheißung anzueignen: „fürchte dich nicht, du kleine Heerde“, oder um mit Gideon zu sprechen: „des Volkes ist noch zu viel!“ Aber der Konservatismus durchdringe fortwährend die ganze Provinz:

> Ich bestreite es nicht, daß unsere Gegend etwas engherzig ist — wir sind nicht so klug wie unsre Gegner — exklusiv — für Manche eine langweilige Klasse von Menschen, aber der Kern ist gesund. Wir fürchten, daß uns in der mürben Kirche einmal das ganze Christentum wie ein Aal durch die Hand schlüpfen werde, darum lieben wir den alten lutherischen Dom mit seinen Zacken und Spitzen; darum schätzen wir das alte konkrete Bekenntnis gegenüber einem blauen Dunst, von dem man nicht weiß, was daraus wird.

Eine freisinnige Kirchenzeitung charakterisiert den Redner erschöpfend so:

> Der bekannte gastfreundliche Gutsherr, in dessen Hause jährlich eine Konferenz streng lutherischer Prediger sich versammelt, der aber mit der begeisterten Vorliebe für das Luthertum die feinste Sitte des Edelmanns, den geistreichen Witz eines vielbelesenen Litteraten, den sprudelnden Humor eines mutwilligen Volkskindes, aber auch, was am meisten für ihn einnimmt, die gutmütigste Freundlichkeit gegen die direktesten Gegner seiner Exklusivität verbindet.

Was ist natürlicher, als daß Bismarck von dem geistigen Klima des Hauses angezogen und daß ihm ein weitgehendes Mitempfinden seiner starken und wirksamen, beglückenden und veredelnden Religiosität suggeriert ward! „Ich fühlte mich bald heimisch in jenem Kreise und empfand ein Wohlsein, wie es mir bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimat.“ Wir verstehen das nun. In der innerlich zerissenen Stimmung, in die ihn sein einsames Leben auf dem Kniephof und seine zerstreute Vielleserei versetzt hatte, fesselte ihn ungemein die charaktervolle, sichere Geschlossenheit dieses tüchtigen Lebens, wie Rogge gut sagt:

> Eine Gemeinschaft, die verbunden war durch das Band eines gemeinsamen Glaubens, Menschen, bei denen „Zuversicht und Friede wohnten“ statt friedloser Qual, und vor allem Menschen, die ihr Leben in einem höheren Lichte betrachteten und im Gebet und Bibellesen Brücken besaßen zwischen Erde und Himmel, zwischen Zeit und Ewigkeit.

In diesem Kreise nun begegnete ihm **Johanna von Puttkamer**. „Du hast die Kohle, die unter Asche und Trümmer in mir glühte, neu angefacht; sie soll dich in belebende Flammen hüllen.“ Es wird Vielen, die die Briefe an die Gattin allein gelesen haben, nicht leicht, das als Thatsache gelten zu lassen. Sie wundern sich angesichts der ewigen Quängeleien, Aengstlichkeiten, Vertrübungen, daß ihm „die Temperatur“ ihres Herzens lieb war. Die unausgesetzten melancholischen Jeremiaden, die massenhaften kleinen Dinge, mit denen sie den großen, mit Verantwortung beladenen Mann behelligt, die Geduldsproben, die sie ihm zumutet im Warten auf Nachrichten, und dann die sofort nach der Verlobung einsetzenden Reibungen ihrer Welt- und Lebensauffassung haben Manchen bedauern lassen, daß der große Mann nicht eine größere Seele gefunden. Da ist nun Keudell in die Lücke getreten und hat die tiefe Neigung Bismarcks zu ihr verständlich gemacht. Sie hatte eine sorgfältige Erziehung erhalten, war

ganz eingetaucht in die das ganze Familienleben tragende Frömmigkeit, in der die Reinfelder mit Triglaf einig waren. „Heranwachsend gewann sie die Herzen durch anmutige Bescheidenheit bei tapferem Freimut.“ Die sprechenden blauen Augen belebten eigentümlich die von tiefschwarzem Haar umschatteten Gesichtszüge. Ihre stimmungsvolle, nur zu sensible Seele öffnete sich Keudell vornehmlich vermöge ihrer musikalischen Empfänglichkeit. In den Briefen an Keudell tritt sie uns als eine wirklich gute, herzliche Frau entgegen, die tiefer Dankbarkeit und selbstlosester Besorgtheit um den Geliebten fähig ist. Wie anziehend sind ihre natürlichen Herzensergüsse! Wenn sie z. B. 1859 schreibt:

Zwölf Jahre haben wir in unaussprechlichem Glück zusammen verlebt. Die kleinen Wolken, die sich mal hin und wieder erhoben, sind gar nicht zu rechnen, wenn ich all die Freude, all den Segen, all die Liebe darüber lege, mit der der Herr uns überreich erquickt — wirklicher Schmerz ist nur gewesen, wenn wir getrennt waren.

Wie leidet sie unter der nervösen Reizbarkeit des Mannes! Die Angst um ihn steht ihr näher als die Kinder: einmal fand sie ihn so niedergeschlagen, „daß ich alle meine Kindersehnsucht verbiß und nur fröhlich sein wollte, um zu verscheuchen, was ihn trüb machte.“ Wie hat sie an sich zu arbeiten, um in ihrer namenlosen Todesangst und Verzagtheit nicht bis zur Verzweiflung zu kommen! Ihr Horizont ist ja von Haus aus klein: noch 1860 wäre es ihre Wonne, wenn sie sich um Nichts kümmernd als um sich selbst, ihre Kinder, Eltern und die wirklichen wahrhaften Freunde, aus der unleidlichen, stürmischen Diplomaten-Welt, die ihnen gar nichts Gutes gebracht, nach Schönhausen zurückzögen:

Wenn er den Staub seiner lieben Füße über den ganzen nichtsnutzigen Schwindel schütteln und all dem Unsinn entrinnen wollte, in den er mit seinem ehrlichen, anständigen, grundedlen Charakter nie hineinpaßt — dann wäre ich vollkommen glücklich und zufrieden.

Freilich werde ers nicht thun, da er sich einbilde, dem „teuren Vaterlande“ seine Dienste schuldig zu sein, was sie vollkommen übrig finde. Aber an Lebendigkeit der persönlichen Teilnahme, an Empfindlichkeit für seine Kränkungen fehlte es wahrlich nicht: in der Zeit der Unentschiedenheit der Bismarckschen Zukunft schreibt sie in verbissener Wut: „ich möchte mitunter vor innerer Ungeduld in alle Tische beißen“, verbietet sich später aber die seufzende Unzufriedenheit und ist beschämt über alle mögliche Undankbarkeit. Bald aber muß sie wieder melden: „Ich werde allgemach unausstehlich bei dem Schwirr, und die Sorge um Bismarck seufzt ununterbrochen in den kläglichsten Mollauten durch mein Herz.“ So pflegte sie nach 1866 mit wenigen befreundeten Personen die Nacht hindurch auszuharren, bis ihr Gemahl zu ruhen für gut fand. Ihre sorgenden Gedanken flüchtet sie aber regelmäßig zu Gott und bittet auch ungeniert Alle, ihrer zu gedenken vor Gott dem Herrn, daß er ihnen helfe und bald wieder fröhliche Herzen gebe. So übt sie über den Geliebten ihr „Cerberusamt“ mit seltener Treue und zwar vorzüglich, weil Bismarck „doch hundertmal gutmütiger ist wie ich.“ Aber sie hat ihn tief beglückt, nicht zum wenigsten durch den tiefen sittlichen Ernst ihrer Frömmigkeit. Der war uns schon lange bekannt. Einmal meldet Bismarck an v. Gerlach, für eine puritanische und von ländlicher Vorliebe erfüllte Seele, wie die seiner Frau, biete die Frankfurter Gesellschaft nachhaltigen Stoff zu sittlicher Entrüstung; dann an den Bruder gelegentlich eines unblutigen Duells: „die Vinckesche Geschichte regt Johanna nachträglich so auf, daß sie jetzt nach zwölf Stunden noch voller Wut gegen Alles ist, was dabei beteiligt war, und besonders gegen mich pflichtvergessenen Familienvater.“

Viel stärker aber als die innere Abhängigkeit von dem Kreise, in dem er sein religiöses und häusliches Glück gefunden, tritt in den Briefen an die Braut seine volle innere Selbständigkeit ihm und der Braut gegenüber hervor. Und gerade durch diese Selbständigkeit gewinnt die Bekehrung so ungemein an Glaubwürdigkeit, ja an Würdigkeit. In einem der ersten Briefe bittet er die Braut, die Selbstbeherrschung gegenüber geschmacklosen oder verletzenden Ausbrüchen der Empfindung wohl zu unterscheiden von dem Selbstzwang, der innerlich krank mache, wenn man seine Gefühle selbst in sich ersticke; wo Unkraut in ihren Herzen aufgehe, wollten sie es offen ausziehen, aber nicht unnatürlich mit Weizenstroh zudecken und verstecken; das schade dem Korn und zerstöre das Unkraut nicht; „wir müssen an unsern Dornen gemeinschaftlich reißen, wenn auch die Hände bluten.“ Auf diesen Ton ist die ganze Korrespondenz gestimmt. — Zu diesen Dornen zählt er aber nicht die Abweichungen in Glaubensdingen; er erwartet entschieden „Duldung für seine etwaigen Glaubensschwächen und Zweifel“ und daß sie ihn doch lieben werde, „wenn auch Gott unsere Herzen verschiedene Wege führen sollte (S. 60).“ In keinem Felde sei der Spruch „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden“ anwendbarer als gerade in Glaubenssachen; sie bildeten für irdische Verbindungen überall kein Hindernis, sobald unter den Verbundenen kein Spötter und Verächter sich befinde. Und nun giebt er uns den echt protestantischen Begriff des Glaubens:

eine Stufe weiter geben sie ein Element gemeinsamen geistigen Lebens ab, sobald beide verbundenen Teile „gläubig“ sind, worunter ich nicht verstehe, daß beide dasselbe gerade glauben, und sich genau und wörtlich demselben formulierten Bekenntnis anschließen, sondern nur, daß Beide in Ernst und Demut forschen und beten, um zum wahren Glauben zu gelangen, den Erfolg aber Gott anheimstellen.

Das war nun nicht der Begriff, den Johanna und die Reinfelder vom Glauben hatten. Der bekannte Missionsleiter Wangemann klagte einmal, wie Bismarck am 18. Juni 1851 seiner Frau berichtet, über Moritz Blankenburgs und der Andern in der Gegend lutherischen Fanatismus, der sich von Tag zu Tage steigere. Und Johanna fragt offenbar wiederholt, ob er auch recht bei Altlutheranern zur Kirche gehe, worauf er einmal (S. 297) kurz erwidert: „Altlutheraner nach Versiner Bekenntnis noch nicht gefunden“, ein ander Mal (S. 294) eingehender, daß in Frankfurt die Leute in der Art lutherisch seien, wie seit Luther her und bei uns, ehe die Idee der Union auftauchte. Er selbst freilich werde dort etwas reformiert und rede noch immer französisch mit Gott, weil er nicht Zeit finde, den lutherischen Prediger draußen in Sachsenhausen zu besuchen. Man merkt wohl, daß ihm die Unterschiede nicht wesentlich sind. Der Mann, dem die Geliebte einst gestanden, sie hätte ihn korbbeladen abziehen lassen, wenn sich Gott nicht seiner erbarmt und ihn wenigstens durch das Schlüsselloch seiner Gnadenthür hätte sehen lassen, der schreibt ihr im dritten Brief:

Wie habt Ihr doch meist so wenig Vertrauen in Euern Glauben, und wickelt ihn sorgfältig in die Baumwolle der Abgeschlossenheit, damit kein Luftzug der Welt ihn erkälte, Andre aber sich an Euch ärgern und Euch für Leute ausschreien, die sich zu heilig dünken, um von Zöllnern 2c. berührt zu werden. Wenn Jeder so dächte, der das Wahre gefunden zu haben glaubt, und viele ernste, aufrichtige, demütige Sucher glauben es doch wo anders oder in andrer Gestalt zu finden, zu welchem pensilvanischen Zellengefängnis würde Gottes schöne Erde werden, in 1000 und aber 1000 exklusive Coterien durch unübersteigliche Scheidewände eingeteilt.

Und alsbald wendet sich Bismarck zum Schriftbeweis für diese seine weite Auffassung vom Glauben. Aber wie innerlich und frei von Silbenstecherei ist dieser Schriftbeweis! Nachdem er sich auf eine Reihe paulinischer Stellen berufen, wagt er den Glauben im Sinne des Jakobusbriefes, des in lutherischen Kreisen wegen „Werkheiligkeit“ verrufenen, zu vertreten. Man sieht im Folgenden so recht tief in diese ernsten religiösen und biblischen Studien und innerlichen Kämpfe der Liebenden:

Wir sprachen auf jenem Spaziergange oder einem andern auch viel von der „Werkheiligkeit“; ich will Dich in dieser Beziehung nicht mit Schriftstellen überschwemmen, Dir nur sagen, wie herrlich ich die Epistel Jakobi finde. (Mark. 25, 34 u. folg. Röm. 2, 6. 2. Kor. 5, 10. Röm. 2, 13. 1. Joh. 3, 17, unzählige andere.) Es ist zwar unfruchtbar, mit abgerissenen Sätzen der Schrift außer dem Zusammenhang zu rechten; aber es giebt Viele, die aufrichtig streben und dabei auf Stellen wie Jak. 2, 14 mehr Gewicht legen wie auf Mark. 16, 16, und für letztere Stelle Auslegungen geben und für richtig halten, die mit der Deinigen, buchstäblichen nicht stimmen werden. Welcher Auslegung ist nicht das Wort Glauben in sich selbst und in Bezug auf das, was die Schrift zu glauben befiehlt, in jedem einzelnen Falle, wo sie das Wort gebraucht, fähig.

Der bibelfeste Mann, der bis ins Alter wie Wenige unter uns die Schriftworte präsent hatte, vermag wie die Braut mit Schriftworten zu streiten — köstlich neckt er sie einmal (S. 36): „à propos von dem D. —, ich kann in der Bibel keine Stelle

finden, wo es verboten wäre, den Namen des Teufels zu mißbrauchen; weißt du eine, so sage sie mir" —; aber er bekennt offen gegenüber dem Standpunkt der Braut, die jedes Wort für inspiriert und unfehlbar hält, (S. 61) daß er nicht Alles bisher (!) habe annehmen können, was in der Bibel geschrieben steht. Er glaube zwar, daß sie Gottes Wort enthalte, aber nur so, wie er es uns durch Menschen, die wenn auch die heiligsten, doch der Sünde und dem Mißverständnisse unterworfen waren, übermacht werden konnte. Solche Menschen waren aber die Apostel und andre biblische Schriftsteller; sie konnten darum Gottes Wort, selbst wenn es ihnen wie den Aposteln direkt zukam, nur nach ihrer menschlichen Eigentümlichkeit auffassen und wiedergeben, um so mehr, wenn es ihnen, wie dem Evangelist Lukas, erst durch mehrfache menschliche Vermittlungen, nicht vom Herrn selbst, zuging. Eine eigentümliche Anwendung dieser Unterscheidung direkter und indirekter Zeugen macht Bismarck dann, indem er erklärt, im Zweifelsfall mehr Gewicht auf Stellen aus den Schriften der Apostel selbst als auf die Pauli und des Lukas zu legen. Freilich könne die Braut ihm mit Recht vorhalten, daß es vermessen sei, auf diese Weise nach individuellem Ermessen die Schrift beurteilen zu wollen. Er bricht dann ab von dem heiklen Thema, um das Fundament seiner Ansicht lieber mündlich darzulegen, auch um sie nicht zu Glaubensregungen herüberzuziehen, wie sie in ihm arbeiten. Es sei ihm so sehr lieb, wenn sie unerschütterlich festhalte an dem, was sie für recht erkannt habe; er würde es sich für Sünde rechnen, wenn durch seine Schuld das Mindeste in ihr wankend werden könnte. Was er aber gesagt um der Offenheit willen, gebe er nicht als ein Resultat, das er im Glauben gewonnen hätte, sondern als eine Station, auf der er sich gerade befinde und von der Gott ihn weiter helfen werde, wie er ihm bisher geholfen:

> Aengstige und bekümmere Dich daher um Nichts, was Dir etwa verletzend oder ungläubig in jenem Bekenntnis erscheinen möchte; dadurch würdest Du schon anfangen mich zu richten, sondern denke lieber zurück, wie es an jenem Pfingsttage mit mir aussah, wo wir in Cardemin zusammen am Fenster standen, und welche Aenderung seitdem in mir vorgegangen ist. Rom ward nicht an einem Tage gebaut, und sehn auch nicht alle Häuser gleich darin aus, so wenig wie die Einwohner, die dennoch alle Römer sind.

Welche ehrliche, männliche Offenheit für die tieferen Wirkungen von Gottes Wort! Aber die erwartete weitere Aenderung vollzog sich in einem dem engherzigen Biblizismus abgewandten Sinn. Die Hauptschuld daran trug der immer neue Eindruck der Enge und Kleinlichkeit der sittlichen Lebensanschauung, die aus der religiösen Aengstlichkeit sich ergab. Zwar darin hat Rogge Recht: einig war Bismarck mit den Reinfeldern in der Deutung, daß dem Glauben das Leben entspreche, ja er zeigte ein tiefes Verständnis für den lutherischen Zusammenhang von Glauben und Leben. Aber nicht bloß nach der Seite der lutherischen Rechtfertigungslehre — S. 94 bezeichnet er es als einen seltsamen Ideengang, daß sein Bruder in seinem schweren Kummer einen Sporn finden will, Gottes Gebote von nun an noch genauer zu befolgen —, sondern auch im Sinne des von Kögel in seinen Lebenserinnerungen aufbewahrten Urteils: „N. ist in seinem Glauben zurückgegangen, weil er liederlich zu leben anfing." Die vielfachen Zeugnisse ernster Sonntagsheiligung, wahrer Fürsorge für Arme und Verwahrloste, eines regen Gefühls sozialer Verpflichtungen der Besitzenden sind gewiß Spuren der Einwirkung jener Kreise, denen er seine Bekehrung verdankt. Allein man kann letztere nicht von einer engen, nicht einmal (gegen Rogge) von einer bornierten, philiströsen Lebensauffassung freisprechen. Rogge erklärt sie richtig aus dem Bruch mit der Vergangenheit (ihren Aufgaben und Genüssen), die als „Welt" geringgeschätzt, ja verachtet ward. Aber wenn die in solchen Konventikeln sich stets findenden „unfrohen Gesellen" den Andern allen ihre düstern Anschauungen, ihren gesetzlichen Eifer gegen Tabakrauchen, Schachspielen (Götzenbilder!), Puppenspielen u. s. w. aufzudrängen vermochten, so erklärt sich das nur aus dem unevangelischen gesetzlichen Zuge ihrer unfreudigen Frömmigkeit. Wie Bismarcks weiter, schaffensfroher, humorvoller Sinn sich dadurch bedrängt fühlte, spürt man fast von Brief zu Brief. Rogge erzählt, daß ein alter Förster, der in dem Kreise hohe Achtung genoß, die Mütter mahnt, ihren Töchtern die Puppen wegzunehmen; denn „der Hang zur Abgötterei ist so tief in den menschlichen Herzen eingewurzelt, daß er bei den Kindern durch das Spielen mit der Puppe nur vermehrt wird." Und nun läßt Bismarck seiner Tochter (S. 190) eine „sehr niedliche Puppe in Diakonissentracht" schenken! Welche Skrupulosität über Adiaphora! In Frankfurt schreibt er ihr einmal (S. 301): „Was macht dir das für Eindruck, daß du bis in die Nacht in deinem Hause sollst tanzen lassen?" Er aber kann den frohen Uebermut, das Kraftgefühl kaum bändigen! Als die Ammenschwierigkeit glücklich gelöst ist (S. 139), schreibt er in einem Atem: „Ich dankte Gott für seine Gnade und hätte mich dann aus reiner Heiterkeit beinah berauscht." Er muß einem Mißverständnisse vorbeugen, wenn ihm in die Feder fließt: „ich sage zu dem Wetter: ach, wenn du kalt oder warm wärst" oder „ich will keine Götter haben neben dir" — „verzeih die Blasphemie, ich spreche bildlich; muß ich dir Pommerin das sagen?" Ja, er muß es; denn solcher Uebermut verträgt sich nicht mit dem pathetischen Ernst der Reinfelder.

So ist es denn ein Hauptgegenstand dieser Briefe, Johanna aus ihrer Schwermuthöhle herauszureißen. Gleich Eingangs muß er sie mahnen, die armen Blankenburgs wirklich mit Frische, nicht mit Thränen zu trösten, mit starkem Mitgefühl und voll Vertrauen auf Gott. Ein ander Mal muß er schreiben:

> Regt Euch nicht gegenseitig zum Weinen auf, sondern macht Einer den Andern lieber fest, spielt Euch Dur-Tonarten vor, und höre mir auf, blaß und mager zu werden!

Später (S. 205) dankt er Gott, „daß Ihr in Reinfeld nach Eurer Art wohl seid"; aber diese Art entlockt ihm die Erinnerung an den alten Nachtwächterspruch: Menschenwachen kann nicht helfen, Gott im Himmel sieh darein! Diese gedrückte mühselige Art der Selbstquälerei muß sich mahnen lassen (S. 68): „Du mußt mit Verachtung sehen auf Jeden, der Deinen Wert nicht zu würdigen weiß." Er selbst ist „nicht von jener selbstpeinigenden Art, die sich mühsam und künstlich die Hoffnung zerstört und die Furcht aufbaut." Nun mag ja viel davon bei der Braut krankhaft gewesen sein; aber sie hat es sich offenbar aus ihren religiösen Anschauungen als ihr gutes Recht abgeleitet. Und dieser religiösen Verirrung verdanken wir die tiefsten Aeußerungen Bismarcks über seine Glaubensfreudigkeit. Da schreibt er ihr (S. 88), daß er ihr seit langem beten helfe, daß sie der Herr erlöse von aller unnützen Schwermut und ihr ein fröhliches Gott ergebenes Herz verleihe, und, fügt er zart hinzu: mir auch, und ich habe das feste Vertrauen, daß er uns erhören werde und uns beide die Wege leiten, die zu Ihm führen, wenn der Deine auch manchmal links um den Berg und der meine rechts geht; dahinter kommen sie doch zusammen." Ein ander Mal (S. 95) erinnert er sie, ihr hoffnungsloser Blick in die Zukunft schmecke mehr nach Byron als nach Christentum. Wohl am tiefsten aber faßt er die Sache in dem Brief, wo er den Quietismus als einen naheliegenden Irrweg des Pietismus aufzeigt (S. 56): er bekämpft da ihr scheinbar romantisches, thatsächlich langweiliges: I care for nobody —

> ich glaube, daß es in direktem Widerspruch mit dem Christentum steht, und letzteres da verdunkelt ist, wo jener Ausspruch wahr werden kann. Das kommt wieder auf den Streit über Glauben und Werke hinaus. Ein Glaube, der den Gläubigen von seinen irdischen Brüdern sich abzusondern gestattet, so daß er sich mit einer vermeinten isolierten Beziehung zu dem Herrn allein, in reiner Beschaulichkeit genügen läßt, ist ein toter Glaube, was ich, wenn ich nicht irre, in einem früheren Briefe als Quietismus (von quies, die Ruhe) bezeichnete, ein meines Erachtens irriger Weg, auf den der Pietismus leicht und häufig führt, besonders bei Frauen. Ich meine damit, mit dem Absondern, durchaus nicht den geistlichen Hochmut, der sich heiliger dünkt als Andre, sondern ich möchte sagen das stillsitzende Harren auf den Tag des Herrn, in Glaube und Hoffnung allein, aber ohne das, was mir die rechte Liebe scheint.

Im selben Brief muß er ihr das weltschmerzliche Klagen verweisen. Sie mache sich, da der Herr es ihr nicht schicke, selbst Unglück zurecht; ihre Konstitution bedürfe offenbar eine starke Konsumtion von Kummer und Sorge, und in Ermangelung

reeller schaffe ihr die Phantasie welche; ja er deutet an, daß sie sich aus Weltschmerz, aus allgemeiner unverstandner Weinerlichkeit gräme. Moritz, anstatt sich an ihrer Frische zu heben und zu stärken, ziehe sie hinab ins Thränenmeer:

In diesem nicht zu stillenden Schmerz bei ihm wie bei Dir liegt ein ganz entschiedener Mangel an Glaube und Ergebung, Ihr mögt Euch das hinwegzudisputieren suchen wie Ihr wollt.

Auch er kennt (S. 67) jenen „rätselhaften Trübsinn, der oft sans rime et sans raison in uns aufsteigt und den irgend ein hübsches Gedicht, vielleicht von Lenau, darstellt als die unbewußte Reue über Sünden aus einem Leben vor diesem.“ Aber dem stellt sein gesundes, thatkräftiges Wesen den Vers des Reiterliedes entgegen: „und setzet ihr nicht das Leben ein, nie kann euch das Leben gewonnen sein.“ Wie er das sich erläutert auf seine Art, das ist noch beglückender als die feine und tief sinnende Art, wie er das englische Lieblingslied der melancholischen Braut zerpflückt:

In ergebenem Gottvertrauen setz die Sporen ein und laß das wilde Roß des Lebens mit Dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos, da Du doch einmal scheiden mußt von Allem, was Dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig. Wenn grief near ist, nun so let him come on, aber bis er da ist, look nicht bloß bright and blessed, sondern sei es auch, und wenn er da ist, trag ihn mit Würde, d. h. mit Ergebung und Hoffnung. Vorher aber will ich mit Mr. Grief nichts zu thun haben, nichts weiter als was mit dem Ergebensein in Gottes Willen gesagt ist. Wenn fairest things soonest flat and die, so ist das ein Grund mehr, die Zeit ihrer Anwesenheit nicht durch Selbstquälerei über die Möglichkeit ihres Scheidens zu verderben, sondern dankbar und empfänglich für sie zu sein.

Die pietistische Verzerrung des Christentums trat aber ganz besonders auch darin hervor, daß die pommerschen Erweckten in ihrem unentwegten Gebetsleben, in ihrem starken Hoffen auf Gottes unmittelbare wunderbare Durchhilfe die gottgeordneten Mittel der Selbsthilfe gering achteten. Sie gaben dem tiefer die Zusammenhänge durchdenkenden Manne Anlaß zu dem schönen Bekenntnis (S. 59), das keine gelehrt theologische Definition ausstechen kann:

Der Ausdruck „ein Wunder“ entlockt mir immer ein inneres Lächeln über Mangel an Logik; denn in jeder Minute sehn wir Wunder, und nichts als solche. Die, gegen welche wir durch die tägliche Gewohnheit abgestumpft sind, rechnen wir als den natürlichen Lauf der Dinge, denen jeder altkluge Thor auf den Grund zu sehn meint; tritt uns aber etwas Neues, dem bisher beobachteten, aber doch unerklärten Lauf des großen Räderwerkes anscheinend Fremdes entgegen, dann rufen wir über Wunder, als ob nur diese Erscheinung uns unbegreiflich wäre.

So vertieft war seine Auffassung von dem Verhältnis der göttlichen letzten Ursache, darauf uns das Unbegreifliche hinweist, und der endlichen Mittelursachen. Dagegen herrschte in jenen altlutherischen Kreisen, die zugleich pietistisch temperiert waren, eine ganz unorganische, phantastische Auffassung unvermittelten göttlichen Eingreifens, die einem unsittlichen Fatalismus und Nichtachten der Pflichten vernünftiger Selbsthilfe die Wege bahnte. So begleitete eine große Abneigung gegen medizinische Wissenschaft und Neigung zu eigenmächtigem Gebrauch von allerlei Hausmittelchen Johanna durchs Leben. In Frankfurt war sie offenbar nicht wenig geneigt, anscheinendes Scharlachfieber eines Kindes lediglich durch Gebet zu kurieren; er muß ihr schreiben: „Gebet ist freilich besser als wie Pillen, aber vernachlässige doch nicht die Menschenhilfe, die Gott bietet und scheue in diesem Fach keine Kosten!“ Im größeren Zusammenhang aber hat er sich darüber schon am 15. Mai 1847 ausgesprochen:

Das Verfahren Deiner beiden Eltern in Bezug auf ärztliche Hilfe, die hartnäckige Ablehnung Deines Vaters und das damit verwandte willkürliche Wechseln und Aburteilen der Mutter in Dingen, die Beide nicht verstehen, erscheint mir, unter uns gesagt, unverantwortlich. Wem Gott ein Kind anvertraut hat, und obenein ein einziges, der muß auch zu dessen Erhaltung alle Mittel anwenden, die ihm Gott erreichbar gemacht hat, und sich nicht in Fatalismus oder Ueberhebung dagegen gleichgiltig machen. . . . Gottes Hilfe entscheidet allerdings; aber gerade er hat uns die Arznei und den Arzt gegeben, damit durch sie uns seine Hilfe zukomme, und diese in der Gestalt ablehnen, heißt ihn versuchen, als wenn der Schiffer im See sich vom Steuermann lossagen wollte, in der Meinung, daß Gott allein helfen könne und werde. Hilft er uns durch die Mittel, die er in unser Bereich gestellt hat, nicht, so bleibt allerdings nichts übrig, als sich still unter seine Hand zu beugen.

* * *

Es ist mir nicht zweifelhaft, daß es Bismarck bereits in jenen ersten Jahren zum Bewußtsein gekommen ist, daß die Unterschiede zwischen ihm und seinen Freunden zum großen Teil grundsätzlicher Art waren. Aber wir würden nun umgekehrt viel zu weit gehen, wenn wir glaubten, daß die Unterschiede in seinem Bewußtsein das Gemeinsame überwogen hätten. Sie heben auch durchaus nicht das Gefühl des Dankes auf, womit er an diejenigen dachte, denen er nächst Gottes Gnade seine Bekehrung zu einem gewissen, ernsten Glaubensleben und zu einem steten Suchen in der Schrift verdankte. Es ist gewiß ein seltener Verkehr von Braut- und jungen Eheleuten, wie er sich in diesen Briefen darstellt. „Ich lese mir im kleinen Testament jetzt die Römer, heut Kap. 8, ein Goldregenblättchen von Dir ist als Zeichen noch darin“ (290). „Ich will zu Bett gehn und mir Kap. 2 der 2. Ep. Petri lesen. Ich treibe das jetzt mit System, und wenn ich Petri auf Deine Empfehlung aushabe, will ich die Ebräer lesen, die ich noch gar nicht kenne“ (296). Und, was er in solcher Lektüre findet, ist Alles gestimmt auf den Ton (291): „Möge die Gnade des Herrn mit uns Beiden sein und ihr Maß nicht an unserm Verdienst finden!“ Besonders ergreifend zeigt sich die Frucht seiner Bekehrung und seines Verkehrs mit Gott in dem Brief vom 26. 6. 51, worin er die lange Trennung von der Geliebten beklagt, sich aber damit tröstet, daß er diese Stellung mit keiner Silbe gesucht, der Ehrgeiz nach äußerem Glanz durchaus nicht mitgespielt habe. „Wir sind nicht auf dieser Welt, um glücklich zu sein und zu genießen, sondern um unsre Schuldigkeit zu thun, und je weniger meine Lage eine selbstgemachte ist, umsomehr erkenne ich, daß ich das Amt versehen soll, in das ich gesetzt bin.“ Dazu mache ihn das Bewußtsein, so ein Liebes zu besitzen, ob auch weit von hier, dankbar und glücklich. „Möchte die Dankbarkeit dafür doch mein trotziges und weltliches Herz so empfänglich machen für die Gnade des Herrn, daß er nicht nötig hat, mich zu züchtigen in dem, was ich liebe; denn davor fürchte ich mich mehr als vor jedem andern Uebel.“

Wie man angesichts dieser fortgesetzten intimen Zeugnisse eines ebenso zuversichtlichen wie demütigen neuen Lebens, das über allen tiefgehenden Differenzen in der Glaubensauffassung des gemeinsamen Grundes in der rettenden Gnade so bewußt ist, an der Echtheit der in dem Werbebrief bekundeten Bekehrung zweifeln kann, dürfte nach Alledem nicht bloß mir unverständlich sein.*)

Otto Baumgarten

Die Konzentrationslager in Südafrika

Nach den englischen Blaubüchern

3

Gegenüber dem Versuche, die Lager zu verteidigen, den man auf englischer Seite gemacht hat, haben wie am Schlusse des letzten Artikels ein scharfes Verwerfungsurteil ausgesprochen. Der Punkt fordert jedoch noch eine weitere Betrachtung. Wer englische Zeitungen gelesen hat, erinnert sich vielleicht noch daran, wie aus einer leidigen „militärischen Notwendigkeit“, der die Lager ihr Dasein verdanken sollten, allmählich eine Leistung wunderbarer englischer Humanität wurde.

Alt schon ist die indignierende Behauptung, die Fortdauer des Lagerelends, des von England geschaffenen Elends, komme nur auf Rechnung der weiterkämpfenden Buren. Kitchener selbst hat den Mut gehabt, sie zu einer Zeit, als der Ausgang des Kampfes noch keineswegs entschieden war, nämlich vor mehr als einem Jahre, Botha gegenüber auszusprechen (B S. 119). Die Bemerkung, es sei eine Ueberraschung für die ganze zivilisierte Welt, daß Botha sich berechtigt halte, dem Volke von

*) Vgl. Nr. 22 und 25.

Transvaal durch Fortsetzung des Kriegs soviel Leiden zu bereiten, zeigt dabei, daß dem englischen Hauptquartier die Fühlung mit der zivilisierten Welt ein wenig abhanden gekommen war.

Neueren Datums ist die Behauptung, daß die Buren eigentlich sogar die Urheber der Lager waren. Sie haben die Frauen und Kinder auf das von den Briten besetzte Gebiet geschoben. Die Briten sind human genug gewesen, sich der Leute anzunehmen. Das ist der Ursprung der Lager.

Es könnte unmöglich erscheinen, daß Jemand dies im Ernst meint. Allein der Führer der Nation, Chamberlain selbst, hat sich so geäußert. In der Parlamentssitzung vom 20. Januar d. J. erklärte er nach dem Berichte des Standard und anderer Zeitungen: die Konzentrationslager entstanden (arose), weil General Botha die Absicht aussprach, den Einwohnern, die es ablehnten, sich seinen Kommandos anzuschließen, die Farmen zu verbrennen und sie anderweitig zu strafen. In der britischen Handlungsweise gegen die Frauen und Kinder findet er eine Humanität, „absolut ohne Vorgang in der Kriegsgeschichte". Und mit Bezug auf die terrible mortality in den Kamps erklärt er, daß völlig zweifellos (most undoubtedly) die Verantwortung für solches Elend auf den Schultern der Burenkommandanten bleibe. Er führt hierfür eine Reihe von Thatsachen aus den Blaubüchern an, von denen er meint, sie müßten der Opposition wie eine Offenbarung erschienen sein. Ich habe einen englischen Brief in Händen gehabt, dessen Schreiber sagte, es solle ihn wundern, wie viele Leser der Christlichen Welt diese Thatsachen kennen und wie viele deutsche Zeitungen sie publizieren möchten. Ich habe die Nachricht jedenfalls in burenfreundlichen Blättern gelesen, und ich glaube, kein Freund der Buren braucht sich vor ihr zu fürchten.

Chamberlain bezieht sich zuerst auf einen Bericht Kitcheners vom 6. Dezember 1901 (B S. 119). Klagen von Burghers, die sich ergeben hatten, daß ihre Familien auf Befehl der republikanischen Oberführer schlecht behandelt und ihr Eigentum und Vieh konfisziert würden, veranlassen Kitchener bei der Verhandlung mit Botha (im Februar 1901) die Sache zur Sprache zu bringen:

> Ich sagte ihm, wenn er solche Handlungen fortsetzte, würde ich gezwungen sein, alle Frauen und Kinder einzubringen und soviel Eigentum als möglich, um sie vor den Handlungen seiner Burghers zu schützen. Ich fragte ferner, ob er einwilligen würde, die Farmen und Familien neutraler oder übergegangener (surrendered) Burghers zu schonen, in welchem Falle ich meine Bereitwilligkeit ausdrückte, die Farmen und Familien von Burghers, die auf Kommando wären, unbehelligt zu lassen, vorausgesetzt, daß sie ihre Angehörigen nicht aktiv unterstützten. Der Generalkommandant lehnte es mit Emphase ab, ein solches Arrangement auch nur zu erwägen. Er sagte: ich bin durchs Gesetz befugt, jeden Mann zu zwingen, sich uns anzuschließen, und wenn sie es nicht thun, ihr Eigentum zu konfiszieren und die Familien auf dem Veldt zu lassen. . . . Danach hatte ich thatsächlich keine andere Wahl, als mein System fortzusetzen, die Bewohner gewisser Striche in den Schutz unsrer Linien zu treiben.

Auf den ersten Blick scheint Botha hier vielleicht dem Vorwurf der Härte ausgesetzt. Nähere Erwägung zeigt, daß er völlig korrekt gehandelt hat. Kitcheners Ansinnen ist eigentlich naiv, sofern es Botha zumutet, auf die Lauheit und Schwäche unter den Seinen eine Prämie zu setzen. Er hatte die Pflicht gegen sein Vaterland, seine Mitbürger unter den Waffen zu halten, nicht sie zur Fahnenflucht zu ermutigen. Nur britische Voreingenommenheit kann das, was Kitchener verspricht, auf die gleiche Linie setzen mit dem, was er fordert. Denn er verspricht nur, was er ohne jede Gegenleistung schuldig wäre, da er ja für die, die seinem Gegner Beistand leisten, überhaupt Nichts verspricht. Und er verdreht die Dinge, wenn er in dem abschließenden Schreiben an Botha vom 16. April 1901 die ‚surrendered burghers', d. h. die ihrem Vaterlande untreu gewordenen, als friedliche Einwohner bezeichnet, die gegen ihren Willen zum Waffendienst zu zwingen eine irreguläre und den anerkannten Gewohnheiten widersprechende Art der Kriegführung sei.

Wie nun aber hiermit Chamberlain seine Behauptung über die Entstehung der Lager stützen will, ist völlig unverständlich, und es ist schwer, an etwas Anderes als an bewußte Unwahrheit zu denken. Kitchener selbst spricht hier ja von der Fortsetzung seines Systems, die Bewohner einzuholen, also war es vorher da. Und seine Verhandlung zeigt deutlich, daß es sich dabei gerade um die surrendered nicht gehandelt haben kann; denn hinsichtlich ihrer sucht er ja erst nach einem Verfahren. Aber noch Anderes zeigt die massive Geschichtsfälschung. Etwa um die Zeit, als Kitchener das genannte Schreiben an Botha richtete, d. h. im April 1901 betrug die Zahl der Lagerbewohner im Freistaat bereits 20 000, in Transvaal 25 000. Miß Hobhouse, aus deren Bericht das erhellt, schreibt aber überdies unter dem 4. März 1901 Folgendes:

> Obwohl die Lager Zufluchtsstätten genannt werden, sind doch nur wenige Flüchtlinge dort; vielleicht 1/2 Dutzend in jedem Lager.*) Man kann sie leicht erkennen, da ihnen die besten und größten Zelte gegeben werden und ihnen Zeit gewährt worden ist, ihr Zeug und ihre Mobilien mitzunehmen. Auch sind sie meist sehr selbstzufriedene und sich erhaben dünkende Leute. Sehr wenige von ihnen sind in Not.

Dies Zeugnis ist unanfechtbar, selbst wenn in Lagern, die Miß Hobhouse nicht gesehen, die Zahl der Flüchtlinge etwas größer gewesen sein sollte. Endlich nur noch Eins. Die Erklärungen, die wenige Monate zuvor von maßgebenden Persönlichkeiten abgegeben worden sind, lassen sich denn doch nicht wegwischen. Der Administrator der Oranje-River-Kolonie, Goold-Adams, telegraphiert am 6. Mai 1901: die Konzentration der in den entlegenen Distrikten wohnenden Leute sei unzweideutig ein wesentlicher Bestandteil des vom Oberkommandierenden befolgten Operationsplanes gegen diejenigen, die noch kämpfen (Blaubuch 903 [sic], S. 39). Und Lord Milner hat in seiner Antwort auf ein Memorandum des Durbaner Ausländer-Komitees am 11. September 1901 die Lager als „rein militärische Maßregel" zur „rascheren Beendigung des Krieges" bezeichnet (Tägl. Rundsch. Nr. 124, 14. März 1902, daselbst auch Zeugnisse von Brodrick; vgl. auch Burenfreund 1902, Nr. 19 S. 376).

Wie ein Fachblatt, dessen Kriegsberichten wohl Niemand strenge Sachlichkeit wird abstreiten können, die Sache ansieht, zeigt eine Aeußerung des Militär-Wochenblatts (1902, Nr. 4):

> Es ist nicht ohne Wert . . . festzustellen, daß nach einer Aeußerung Lord Milners ausschließlich militärische Gesichtspunkte zur Einrichtung der Versammlungslager geführt haben. Sie dienen also als Kampfesmittel.

Man darf hinzusetzen, als Kampfesmittel nicht nur in dem oben bezeichneten Sinne, als notwendige Konsequenzen des sogenannten „Ausfegens" (sweeping), sondern noch in einem direkteren, dem unverbildeten menschlichen Gefühle immer verächtlichen und verabscheuungswürdigen Sinne. Durch die Festhaltung der Frauen und Kinder in den Lagern sollte ohne Zweifel ein Druck auf die Kämpfenden ausgeübt werden. Die Frauen sollten, mürbe gemacht, die Männer aus dem Felde holen; die Männer durch die Besorgnis um die Ihrigen dem Kampfe entfremdet werden; man gedenke hier auch der gekürzten Rationen. Daß im Besonderen die Scheu der Buren, ihren Frauen und Kindern die Nahrung zu mindern, als gutes Schutzmittel für die englischen Proviantzüge galt, hat wenigstens die Times am 1. Oktober 1901 als ausgemachte Sache betrachtet. Wäre die einzige Absicht gewesen, durch die Lager eine gewisse Ausgleichung zu schaffen für die Verwüstung des Landes und die Vernichtung der Heimstätten, so wäre ja auch die nicht nur durch glaubwürdige Briefe von Burenfrauen, sondern durch die amtlichen englischen Quellen selbst beglaubigte Thatsache gänzlich unverständlich, daß auch denen, die vermöge reicher Mittel für sich selbst sorgen oder die bei Freunden in der Kapkolonie eine Zuflucht finden konnten, die Erlaubnis, die Lager zu verlassen, verweigert wurde.

Doch zurück zu Chamberlain. Als zweites Beweisstück vor dem Parlamente diente ihm ein aufgefangener Brief des Generals Smuts an Botha vom 2. September 1901 (zu lesen im Standard 6. Februar 1902). In diesem Briefe sagt Smuts, Botha habe ihm befohlen, „die Frauen gegen ihren Wunsch" wegzuführen und wenn die Engländer verweigerten,

*) Die Bezeichnung Refugee-Camps wird wiederholt auf der Burenseite beanstandet. In Maritzburg beschwerte sich eine Deputation von Frauen förmlich über den Namen Refugees; sie beanspruchen Kriegsgefangene zu sein (B S. 127).

sie anzunehmen, sie in die Linien des Feindes zu leiten. Das klingt höchst gravierend, indessen nur für den, der, wie Chamberlain, den Zusammenhang der Worte verschweigt. Botha hatte — ein viel bemerkter Beweis von Disziplin in jenem Stadium des Kriegs — den General Smuts seines Amts entsetzt, weil er Bremersdorp im Swasiland eingeäschert habe. Er motiviert die Absetzung damit, daß diese Handlungsweise gegen „das Prinzip" der Buren verstoße. Dagegen sagt Smuts u. A., es sei auch sonst in einzelnen Fällen gegen das „Prinzip" verstoßen worden, ohne daß Strafe gefolgt wäre. So sei auch der Befehl, die Frauen in die englischen Linien zu führen, gegen das Prinzip gewesen.

Es ist hiernach klar, daß es sich bei dem inkriminierten Falle um eine Ausnahme gehandelt hat. Wie diese motiviert war und um was für Frauen es sich handelt, steht dahin. Vielleicht trifft Botha ein Tadel, vielleicht nicht: irgend welche Bedeutung für die Beurteilung des Ganzen hat dies einzelne Ereignis keinesfalls.

Endlich noch zwei von Chamberlain berührte Data. Kitchener bietet am 1. Dezember 1901 (!) Schalk Burger, Steijn und de Wet an, ihnen alle Frauen und Kinder der Lager, die es wollten, an jedem gewünschten Platze zu übergeben (B S. 123); d. h. er erwidert — der ganze Stil der Mitteilung zeigt es — die Beschwerden dieser Männer mit blutigem Hohne. Der gläubige englische Patriot aber hört aus Chamberlains Rede heraus: Kitchener macht ein edles Angebot, und die Burenführer achten der Frauen und Kinder nicht. Und wenn de Wet auf das Gerücht hin, Kitchener wolle die Lagerbewohner zum Veldt zurücksenden — wie einst Roberts unrühmlichen Andenkens*) — seinen Kommandanten in einem Zirkular verbietet, Frauen und Kinder wieder in die Lager aufzunehmen, so hat er militärisch das Selbstverständliche gethan — den Engländern die übernommene Verpflichtung abzunehmen wäre denn doch Wahnwitz gewesen — und auch menschlich trifft ihn kein Tadel, da er das Loos der Frauen und Kinder zu erleichtern nicht hoffen konnte.

Dies sind die Thatsachen des Herrn Chamberlain, auf Grund deren er, nachdem die Lager länger als ein Jahr bestanden hatten, die neue Wahrheit über ihre Entstehung und die in der Kriegsgeschichte völlig unerhörte englische Humanität entdeckte. Ich habe dies — Beispiel nicht ohne Absicht ausführlich behandelt. Von seiner ganzen Rede bleibt nur das wahr, daß ein für jetzt nicht näher zu kontrollierender**) Prozentsatz der Lagerinsassen im späteren Stadium thatsächlich zu ihrem Schutze eingebracht worden ist, dies doch aber lediglich in Konsequenz alles dessen, was vorangegangen war.

4

Von den Vorwürfen gegen das englische System wird man die unterscheiden, die sich auf die Haltung der einzelnen Soldaten, Offiziere, Abteilungen beziehen. Hierüber ist ein objektives Urteil viel schwerer. Unkontrollierbare Nachrichten laufen zahlreich um, Wahres und Halbwahres geht durcheinander, Vereinzeltes und Typisches ist nicht leicht zu scheiden. Daß hier leidenschaftliche Aufbauschungen und falsche Verallgemeinerungen in der kontinentalen Presse vorgekommen sind, wird man nicht leugnen, in einzelnen Fällen wird man sogar mit wirklichen Verleumdungen rechnen — ohne daß darum nach meiner Kenntnis die britische Presse auch nur im geringsten befugt wäre, ihrer Gegnerin eine Bußpredigt zu halten. Warum wollen wir nicht auch unsere Erfahrung mit den Hunnenbriefen getrost bei englischen Soldatenbriefen bedenken? Und warum sollten wir es an sich nicht achten, daß die Engländer empfindlich sind in Bezug auf die Ehre derer, die für ihr Land das Leben einsetzen?

Doch mit den Lagern steht die Haltung der englischen Truppen nur an einem Punkte im Zusammenhange: durch die Verwüstung der Farmen und die Wegführung ihrer Bewohner.

*) Man lese darüber „Steijn, de Wet und die Freistaater", S. 126—130.

**) So sage ich trotz B S. 120 Nr. 6.

Es ist bekannt, wie hier die Anklagen lauten. Die Burenregierung selbst hat sie einmal zusammengefaßt (B S. 121). Sie spricht von unglaublichen Grausamkeiten und Barbarei, von wochenlangem Transport schwacher Frauen in offenen Wagen bei Regen und Kälte, von Zurücklassen Anderer unter freiem Himmel ohne Nahrung und Bedachung, von Insulten seitens der Soldaten wie der Kaffern. Kitchener hat „mit Indignation" und rundweg jede Rohheit und Grausamkeit geleugnet, und nur einige unvermeidliche Härten zugegeben (B S. 120). Damit ist die Sache doch nicht erledigt; Kitcheners Zeugnis bedeutet hier um so weniger, als es so kategorisch über Dinge redet, die er jedenfalls in Prätoria nicht gesehen hat. Gerade über diesen Punkt haben wir denn doch allmählich genug gesichertes Material, um einige Klarheit zu erhalten. Wir haben von March Philips, einem Offizier im englischen Heere, das Buch ‚With Rimington', mit seinen Schilderungen über den Charakter und das Verhalten von Tommy Atkins im Kriege. Wir haben eine ganze Anzahl unverwerflicher Zeugnisse von Missionaren, die von Brutalitäten und Gemeinheiten reden, die auf Missionsstationen, sogar in Kirchen, verübt worden sind. Wir haben gut beglaubigte konkrete Angaben, wie sie die genannten „Amtlichen Berichte" (vgl. S. 27 ff.) enthalten. Und nur noch Eins sei angeführt. In der Heidelberger Zeitung (1902, Nr. 21, 24, 27, 30, 33, 36) hat eine deutsche Frau — offenbar die „Augenzeugin" aus Nr. 3 der Christlichen Welt — ausführlich geschildert, was sie auf ihrer Farm bei Smithfield im Oranje-Freistaat erlebt hat, und wie sie von dort vertrieben wurde. Ich messe dem Zeugnis dieser Dame deshalb ein besonderes Gewicht bei, weil ihre unbedingte Zuverlässigkeit und die Ruhe ihrer Darlegung mir von ihren eigenen Verwandten verbürgt wird. Nach diesen Artikeln haben die englischen Truppen in jener Gegend gehaust wie die Banditen, und das gegen Leute, die gar nicht Unterthanen des Landes waren und sich völlig neutral verhalten hatten. Rauben, stehlen, die befohlene Eigentumsvernichtung mit Rohheit und fanatischer Freude durchführen, kranke Frauen aus den Betten reißen, um sie zu verschleppen, Frauen im Wochenbett das Haus über dem Kopfe anzünden, Greisinnen und andere Schwache wie das Vieh meilenweit durch die glühende Steppe treiben — solcher Art sind die Thaten dieser Krieger. Und die Ausrede, das sei eine Ausnahme, ein vereinzelter Fall, verfängt hier kaum. Denn die verschiedensten Truppen kommen auf dieser Farm oder sonst mit den Leuten in Berührung, aber nur von der allerfrühesten Zeit weiß die Verfasserin relativ anerkennend zu reden. Auch nach solchen Schilderungen kann man sich gewiß noch keine genaue Vorstellung von der Ausdehnung brutaler Verfahrungsweisen im englischen Heere machen. Man wird nicht vergessen, daß die Haltung der einzelnen Truppenteile nach Führung und Zusammensetzung gewiß mannigfach verschieden war, nicht alle werden so belastet sein wie die Kolonialtruppen. Man braucht auch keineswegs alle Zeugnisse, die die Tommies loben, für erlogen zu halten, z. B. wenn sie in Garnisonen gegeben sind. Allein soviel, scheint mir, muß auch der größte Skeptiker einräumen: über den Charakter des Vereinzelten und der Ausnahme geht doch das, was wir wirklich von Ausschreitungen wissen, entschieden hinaus; auch durch sie wird die englische Kriegführung im Ganzen befleckt.

* * *

Wenn von England aus in letzter Zeit eine Art litterarischen Feldzuges unternommen worden ist, um die „mißleitete Meinung des Auslandes"*) günstiger zu stimmen, so fragt sich, ob das viel Erfolg gehabt hat. Wenn aber Engländer, denen an der Meinung des gebildeten und christlichen Deutschland

*) Ein eben erschienener Johannesburger Brief der Kölnischen Zeitung (vom 13. Mai) enthält ein Wort, das hier erwähnt sei, eben weil es in dieser Zeitung (22. Juni, Nr. 482) steht, zugleich auch weil es ein Urteil über die mehrerwähnte Schrift von Conan Doyle ausspricht. „Das Buch, heißt es, das eine Fülle von Behauptungen aufstellt, die auch nicht einmal durch den Versuch eines Beweises gestützt sind, darf unbedenklich zu dem Uebrigen gelegt werden, was die systematisch vergiftete öffentliche Meinung Englands über den südafrikanischen Krieg und seine Ursachen hervorgebracht hat."

liegt, glauben, daß die amtlichen Publikationen ihrer Regierung die schlimmsten Punkte beseitigt und Manches in ein ganz neues, günstiges Licht gerückt hätten, so zeigt mein Aufsatz, daß ich darüber ebenfalls anders denke. Wahr ist nur dies, daß gewisse extreme und zu allgemeine Anklagen eine Einschränkung erfordern — vielleicht andere auch noch eine Verschärfung? — und daß anerkennenswerte Züge in der Fürsorge für die Lager vorhanden sind, die nicht bereitwillig genug zugestanden sind. Im Uebrigen bleiben die Thatsachen, je schärfer wir sie ansehen, so, daß sie stets von Neuem das Gefühl sittlicher Empörung aufsteigen lassen. Wer dieser Meinung ist, dem wird auch wenig — so wünschenswert sie an sich ist — an einer Aussöhnung mit der öffentlichen Meinung des gebildeten und christlichen England liegen, so lange dies England — ich rede von der Majorität — nicht aufrichtiger und ehrlicher als bisher die Grundsätze der Bildung und des Christentums auch gegen die Politik seiner Regierung anerkennt.

Auch ich zähle mich zu den Vielen, die vor drei Jahren von einer Feindschaft gegen England Nichts wußten. Ich bin bis heute ein begeisterter Verehrer der Shakespeare, Dickens, George Eliot, Kingsley, Robertson; wenige Typen stehen mir so hoch wie der des echten englischen Gentleman im alten Sinne; ich verkenne auch nicht, daß das englische Volk in diesem Kriege einige große Eigenschaften bewährt hat. Aber die Stimmung, die Englands Regierung und Heer und doch auch der Hochmut und die Haltung der Mehrheit seines Volkes bei mir und meinesgleichen erweckt hat, kann durch einige Blaubücher mit ihren Linderungen nicht beseitigt werden.

Der Krieg ist nun zu Ende. Wir Alle, die wir in den Buren nicht Engel, in den Briten auch nicht Teufel sahen, und doch vom Rechtsgefühl so gewaltig auf die eine Seite getrieben zu sein meinten, die wir die echte Humanität, die tiefere, die innerliche Zivilisation auf derselben Seite fanden, voll Mitgefühl waren für den Schwächeren und wieder begeistert durch das Heldenhafte, das diese Bauern uns sehen und erleben ließen — wir Alle, denen dieser Krieg ein tiefgehendes, ernstes Erlebnis gewesen ist, wir stehen traurig an seinem Ausgange. Die Leidenschaften werden sich nun verkühlen, nüchterner wird Vieles abgewogen werden, viel Neues werden wir hören, auch über die englische und die burische Art der Kriegführung, wenngleich gar nicht sicher ist, ob wir so rasch zu größerer Klarheit, in Manchem, ob wir überhaupt zu voller Klarheit kommen werden. Andre Tagesfragen werden in den Vordergrund treten, für viele jetzt Interessierte wird der Burenkrieg bald eine gleichgiltige Erinnerung sein. Und doch wird er hoffentlich eine tiefe Spur hinterlassen, und nicht bloß bei den Einzelnen, sondern auch bei den Völkern und bei unserm Volke. Wann sind die besten moralischen Gefühle unseres Volkes so erregt worden wie in diesen Jahren? Ich schließe diese Ausführungen mit dem Wunsche, daß von dieser geradezu einzigartigen Erfahrung unserm Volke Etwas bleibe. Dazu rechne ich auch, daß es das Brudervolk in Südafrika nicht vergesse, das jetzt unterlegen ist und doch für das moralische Urteil — in seinem eigentlichen edlen Kerne wenigstens — das große Weltreich fast auf jedem Punkte besiegt hat. William Wrede

---

Randbemerkungen zur Eisenacher Gemeinschafts-Konferenz

Am Fuße der Wartburg kamen am 26. bis 28. Mai Gemeinschaftsleute und Kirchenleute zu einer Konferenz zusammen. Es galt sich brüderlich auszusprechen und Fühlung zu gewinnen. Im Fürstenhof vereinte ein prächtiger Saal im unvermeidlichen Jugendstil mit schlechter Akustik Grafen, Pastoren, Professoren und schlichte Bauern. Das weibliche Element war in denselben Schattierungen vertreten. Aus der ernsten Spannung zwischen Kirche und Gemeinschaftsbewegung ist die Konferenz erwachsen. Bei ernstem Wollen kann eine Verständigung nicht ausbleiben.*)

Samuel Keller, der Düsseldorfer Evangelist, sprach in der einleitenden Andacht am Dienstag von Zungensünden (Jak. 3,2), von der Eitelkeit, die sich gern in solchen Versammlungen breitmacht, und vom Aburteilen. Wenn ich hier Eindrücke von der Konferenz wiedergebe, so möchte ich nicht aburteilen, aber urteilen doch, und zwar als „moderner Theologe", der gern auch von den Gemeinschaftsleuten lernt. Wenn freilich in der Begrüßungsversammlung am Montag ein Redner den hallenden Satz in die Welt setzte, daß die moderne Theologie keine Vergebung schaffen könne, so lernen wir daraus nur, daß er über die Bedeutung der Theologie noch nicht ins Reine gekommen ist. Sintemalen Theologieen überhaupt, auch die unmodernsten, das Vergeben unserm Herrgott überlassen müssen.

1

Wenn man Vereinigung suchte zwischen zwei Gruppen im christlichen Gemeinschaftsleben, so mußte ein starker Grundton angeschlagen werden, der zu allen christlichen Tonarten stimmt. Schließlich ist ja aller Christenglaube, auch der modernste, nichts Andres als der Glaube, daß in dem erstaunlichen Willen, den das Sterben Jesu enthüllte, sich der Wille hat sehen lassen, der das Reich und die Kraft hat. Aus den Schwingungen, die von dort ausgehen, stammt der Ton, um den alle christlichen Gedanken spielen. Das dieser Grundton bei Vielen zum Unbewußtsein gehört und überhört wird oder Vielen durch Theorienqual verleidet ist, ändert daran nichts. Am Quellpunkte gehören wir zusammen. Das habe ich auch bei der Rede von Lepsius über das Kreuz Christi gefühlt, und ich freue mich, dies aussprechen zu können.

Dabei bleibt es, auch wenn sich einige Bedenken im Einzelnen Luft machen. Der Name „Gefühlstheologie" für Schleiermachers und Harnacks Theologie wäre wohl besser unterblieben. Es ist ein alter Spottname aus rationalistischer Schmiede. Ich erinnere mich, wie mein Großvater, ein Schüler Schleiermachers, mit Ingrimm erzählte, daß man im rationalistischen Halle die Schleiermachersche Theologie mit dem einen Worte „Gefühlstheologie" unter dem Herdenbeifall unverständiger Jünglinge erledigte. Auch das ist wohl kaum richtig, daß das letzte Jahrhundert unter der Herrschaft des Gefühls gestanden habe. Es stand doch wohl mehr unter dem Zeichen ernster Arbeit. Und wenn bei aller gründlichen Forscherarbeit die Innigkeit der Ehrfurcht vor dem wirklich Großen und Unerforschlichen nur gewachsen ist, so ist es sicher Etwas, worüber wir uns in Gemeinschaft freuen, aber nicht mit einem bon mot hinwegsetzen sollten.

Daß Lepsius aus den neueren Darstellungen der Dogmengeschichte gelernt hat, bewies seine runde Ablehnung physischer Kategorien in der Religion. Besonders erfreulich war in seinen Ausführungen die Entschiedenheit, mit der er das Kreuz auf das Gebiet der Gewissensfragen stellte. Aber etwas seltsam war das enthusiastische Lob Anselms von Canterbury, dem er diese Zurückführung auf das Gewissensgebiet vor allen zuschrieb, und der in letzter Zeit ganz ungebührlich herabgesetzt sei. Anselms hervorragende Bedeutung im Mittelalter bleibt ihm auch in den neueren Darstellungen unbenommen; aber daß die von ihm bezogenen Formeln die Verkündigung vom Tode Jesu für unsre Begriffe unerträglich verholzt haben, daran ändert auch die unbefangenste Würdigung seiner dogmengeschichtlichen Bedeutung nichts. Die juristischen Kategorien lehnte auch Lepsius ab. Aber gleich am Nachmittage holte einer der Diskussionsredner Einiges von den harten Stücken hervor und sprach z. B. vom Kreuze als „dem zureichenden Grunde für unsre Annahme bei Gott", Gedanken, die uns wegen des dahinterstehenden Gottesbegriffes so unerträglich sind und mit denen der Nichttheologe nichts anzufangen weiß.

Lepsius stellte den Anselm besonders auch deshalb so hoch, weil er das Kreuz gepriesen habe als das, was es an sich ist, was es für Gott ist. Die Ehrfurcht im Menschen gebiete es,

*) Vgl. den Bericht der Chronik der Chr. W. Nr. 25 f.

„daß der Mensch erst einmal stillsteht und einmal noch garnicht an sich, sondern an die Herrlichkeit der Sache selbst denkt und sich ganz darüber vergißt.“ „Was würden wir von Kindern sagen, die am Sterbebette des Vaters an das Erbe denken, das ihnen nun zufällt!“ Sehr eindrucksvoll gesagt, nur schade, daß bei dieser Stellung der Mensch wieder der Erste ist, der giebt, und dann erst nimmt. Man vergißt darüber, daß wir Gott garnicht besser ehren können, als indem wir erst einmal hinnehmen, was er uns geben will. Wenn Kinder zu Weihnachten in ehrfurchtsvoller Entfernung vom Weihnachtstische stehen bleiben und dann, ehe sie herantreten, erst zu den Eltern gehen und sich bedanken, so sind sie vielleicht sehr wohlerzogen. Natürlich und kindlich ist das nicht. Auch den Eltern wird es lieber sein, wenn die Kinder sich über die Gaben hermachen und dann urwüchsig danken.

Zu dem Gedanken über die Stellvertretung im Tode Jesu nur ein kurzes Wort. Lepsius sagte, es sei merkwürdig, wie einmütig der Gedanke heutzutage abgelehnt werde, daß Christus unser Stellvertreter sei. Das ist wohl nur scheinbar. Abgelehnt werden nur die hart gewordenen Formeln, in denen das Verständnis zu ersticken droht. Sobald das Gefühl dafür da ist, daß da in dem Sterben Jesu Etwas aufgeleuchtet ist, daß wir mit Liebe zu bezeichnen versuchen, so ist auch der Gedanke der Stellvertretung da, weil es Liebe ohne stellvertretendes Leiden nicht giebt. Mit diesem Gedanken braucht dann nur Ernst gemacht zu werden. Es ist für den Menschen eine Freude und Demütigung, wenn er die Stellvertretung entdeckt, aber weder Freude noch Demütigung lassen sich erzwingen, nicht äußerlich und nicht logisch.

Eine erfrischende Deutlichkeit und eine klare Absage an gewisse dogmatische Verirrungen, die vielleicht auch unter den Anwesenden ihre Vertreter hatten, lag in den Worten über die Unschuld des Natürlichen. „Wenn die Welt nicht vom Teufel, sondern von Gott geschaffen ist, so ist alles Natürliche an sich unschuldig. Und es ist ein schlimmes Zeichen, wenn Christen das Natürliche nicht mehr für unschuldig halten können.“ Das ist gesunder Boden, auf dem wir uns leicht zusammenfinden. Möchten auch in Evangelisations- und „kirchlichen“ Kreisen gesunde Urteile darauf wachsen. Hier geht der Weg zur Kunst. Was Lepsius über Sünde und Selbstgericht sagte, war überaus ernst und andringend und in besonderem Maße frei von Phrase, die gerade auf diesem Gebiete so gern ihre schleimigen Schneckenspuren zieht. — Inhaltlich wie formell war Lepsius Rede die eindrucksvollste Leistung der Konferenz.

2

Zu einer wirklichen und lebendigen Debatte führte das Thema: Die Notwendigkeit der Bekehrung am Dienstag Nachmittag, die dann abgebrochen und am Mittwoch Abend zu Ende geführt wurde. Professor Schlatter sprach sehr ernstlich von den Besorgnissen, mit denen man in kirchlichen Kreisen der Evangelisations- und Bekehrungsarbeit zusehe, wie sie ihren Ausdruck in den einleitenden Worten Kellers gefunden hatte. Sich bekehren oder bekehrt werden — welches ist das Richtige? Darüber konnte man nicht recht einig werden. Professor Kähler hat es dann in der Schlußversammlung so formuliert: „Ich sage: Gott macht die Bekehrung, und Gott sagt: mache du es.“ Der eigentliche Differenzpunkt war das Dringen auf plötzliche Bekehrung. Die anwesenden Professoren waren es vor allem, die vor den darinliegenden Gefahren warnten. Uebrigens war die ganze Verhandlung ein lehrreiches Beispiel, wie wenig mit bloßem Ausspielen von Bibelstellen für die Entscheidung über aktuelle Fragen gethan ist. Wir sollen eben offenbar um selbständiges Urteilen nicht herumkommen. — Man muß es aber den Vertretern der Evangelisation nachsagen, daß sie sich in ihren Aeußerungen durchaus maßvoll hielten. Vielleicht hatten die „Sieben Bitten“ Kellers an die Gemeinschaftsleute das Ihrige gethan*); die Rücksicht auf die anwesenden Professoren und anderen Vertreter kirchlicher Kreise that wohl das Uebrige. Lepsius erinnerte an die Verschiedenheit der praktischen Gesichtspunkte: Keller habe es mit Versammlungen von mehreren Tausenden zu thun, die kaum noch ein Verhältnis zu Kirche und Christentum haben; Schlatter mit einer kleinen Schar von Studenten, die mit dem Entschlusse, Theologie zu studieren, doch in Fühlung mit dem Glauben der Kirche stehen. Der Zwischenruf von Schlatter: Glaubst du an deine Bekehrung? — worauf Lepsius antwortete: ich glaube an Jesus Christus — beleuchtete kurz und scharf die Gefahr, in die das Drängen auf sofortige Bekehrung treibt. Allein die eigentliche Praxis der Evangelisatoren wird sich schwerlich ändern. Denn es handelt sich hier um die Frage der Wirksamkeit der gröberen und feineren Mittel. Man darf wohl die Antialkoholbewegung zum Vergleiche heranziehen. Für die stark gefährdeten Arbeiterkreise ist die Forderung gänzlicher Enthaltung oft das einzig Richtige und Erfolgreiche, während eine bloße Mäßigkeitsforderung vielleicht spurlos vorübergeht. Geringere Bildung verlangt derbere Mittel, auch derberes Anfassen in religiösen Fragen. Feinfühligere Naturen verschließen sich instinktiv jedem Forcieren der inneren Bewegung. Das Eingehen auf die psychologischen Grundlagen der Heilsarmee kann uns da Manches lehren. Wir Gebildeten sind im Erleben oder Anempfinden schon durch alle nur denkbaren inneren Zustände und Stimmungen hindurchgegangen, daher die innere Geschmeidigkeit. Daher die Seltenheit wirklicher „Brüche“, die mehr allmähliche Umwandlung. Der Gebildete wird zurecht gebogen, gröberes Material wird gebrochen. Ueber den Wert dessen, was dabei herauskommt, entscheidet ein Andrer. Nagel und Schraube! Der Nagel fährt mit einem Ruck hinein, die Schraube bohrt sich allmählich tiefer. Im geordneten kirchlichen Leben ist die Schraube mehr im Gebrauch. Der Evangelist hat oft nur Zeit, Nägel einzuschlagen. Worauf Alles ankommt, das ist, daß es hält und Halt giebt. Es giebt Material, wo weder Nagel noch Schraube sitzt.

3

An den Dienstag Abend denke ich halb mit innerer Heiterkeit, halb mit Bedauern. Da zerstörte Professor Hommel aus München mit dem Besen seiner Gelehrsamkeit die Spinnewebe der modernen alttestamentlichen Forschung. Das war tragikomisch. Den Anlaß gab der vielgenannte Vortrag von Friedrich Delitzsch über „Babel und Bibel“. Man fragt sich: was soll ein Referat über die altorientalischen Denkmäler auf einer derartigen Konferenz, wo man Verständigung sucht über wichtige Fragen des christlichen Lebens? Aber Hommel giebt uns Antwort: man will doch wissen, „was ein als positiv geltender Orientalist über jenen Vortrag von Delitzsch denkt.“ „Es handelt sich um eine sehr ernste Sache, die noch dazu in einem großen Zusammenhange steht mit den Zielen der Konferenz. Es handelt sich um Abraham und Moses und ihre Geschichtlichkeit.“ Wie wichtig diese Geschichtlichkeit ist, zeigte Hommel durch einen Hinweis auf das johanneische Wort: „Abraham ward froh, als er meinen Tag sah . . .“ und die Berichte von der Verklärung Jesu. Zum Schlusse sagte er noch einmal: „es handelt sich um die heiligsten Güter.“ Ob diese heiligsten Güter Abraham und Mose sind oder die traditionelle Auffassung des Alten Testaments, hat der Vortragende nicht näher ausgeführt. Jedenfalls war es ihm heiliger Ernst um die Zerstörung der Wellhausenschen Hypothese. Das ist sein gutes Recht. Was er im Einzelnen Positives vortrug, vermag ich nicht nachzuprüfen. Aber den Eindruck konnte auch der Laie in solchen Fragen wohl haben, daß Hommel Hypothese gegen Hypothese stellte, und manchem Altgläubigen konnte wohl das Sprichwort einfallen: Gott behüte mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden. Direkte Beweise für seine Behauptungen konnte er nach seinem eignen Geständnisse auch nicht bringen. Es waren z. T. recht interessante Dinge, die er vortrug. Aber wenn darin der Keim der Vernichtung für die heutige wissenschaftliche Grundanschauung vom Alten Testament steckt, warum nicht den ganzen Stoff sorgfältig geordnet vor das Forum Sachverständiger bringen, anstatt sein Herz vor einer derartigen Versammlung auszuschütten und über

*) Vgl. Lepsius' Monatsschrift Das Reich Christi 1901, 12. (Berlin, Lützow-Ufer 5a, Verlag des Reich Christi. Jährlich 5 Mk.)

die Verranntheit der Wellhausenianer zu klagen! Daß die, kurz so genannte, Wellhausensche Auffassung des Alten Testaments kein Dogma ist, das sollte Hommel aus seiner eignen Wellhausenschen Vergangenheit noch wissen, und daß fast allen namhaften Vertretern dieser kritischen Schule die Geschichtlichkeit Moses völlig ausgemachte Sache ist, vielleicht auch. Es ist von vornherein kein gutes Zeichen für sein Verfahren, daß er Abraham und Moses der Kritik gegenüber stets nebeneinander nennt. Uebrigens folgt nicht einmal Abrahams Ungeschichtlichkeit aus dem, was man mit einigem Rechte Wellhausensche Theorie nennt, sondern aus allgemein geschichtlichen und religionsgeschichtlichen Erwägungen! Es geht eben hier wie anderswo: man braucht ein Schlagwort, vor allem einen Namen, den man kurzer Hand verketzern kann.

Wenn man schon als Student Hommels Namen von Schülern Wellhausens mit Hochachtung hatte nennen hören, so mußte es einen peinlich enttäuschen, einen solchen Mann vor solcher Versammlung, die zum großen Teil von jenen Problemen gänzlich unberührt war, mit Apostateneifer ein greuliches Bild der bösen Wellhausenianer entwerfen zu sehen. Wenn ein biederer, von Bienenstöcken und Spargelbeeten aufgeschreckter Landpastor, dem des alten Joh. Heinr. Kurtz „Heilige Geschichte" heilig war, so etwas thut, so hat das nichts zu sagen. Von einem Manne von Hommels Gelehrsamkeit, Vergangenheit und Ruf durfte man Besseres erwarten. Ich bin überzeugt, daß ihm die Absicht der Entstellung gänzlich ferngelegen hat. Aber er hat sich nicht klar gemacht, was für ein Bild von den „Wellhausenianern" auf Grund seiner Ausführungen in den Köpfen seiner bunten Zuhörerschaft entstehen mußte. Moderner Rationalismus, tempelstürzende Aufstellungen, materialistisch-philosophische Weltanschauung — das sind einige von seinen kennzeichnenden Ausdrücken. Es blieb kein gutes Haar an den „im evolutionistischen Banne" verhafteten Opfern seiner Kritik, der sogar milde Leute wie Eduard König und Hermann L. Strack nicht ganz entgingen.

Hommel sagte am Schluß: „Es ist meine unerschütterliche Ueberzeugung, daß die Aufstellungen der Schule Wellhausens falsch sind." Wenn es sich nach seinem eignen Worte um die heiligsten Güter handelt, so sollte er es als seine Pflicht empfinden, eine gründliche, zusammenhängende Widerlegung der modernen kritischen Schule zu schreiben. Er zeige, ob er das Zeug dazu hat. Wir sind auf keine Namen eingeschworen.

4

Der Mittwoch Morgen brachte ein Doppelreferat von den Professoren Kähler und Schlatter über „die Gottheit Christi." Kählers Vortrag zeichnete sich durch klare, durchsichtige Form und leichten Fluß aus, bei Schlatter berührte die ehrliche frische Wärme seiner ruckweisen Zeugnisse außerordentlich wohlthuend. Schade, daß sein Idiom ihn Vielen unverständlich gemacht haben muß. Er war selbst in den vordersten Reihe nicht lückenlos zu verstehen.

Warum wird in der neueren Theologie und Predigt der Ausdruck „Gottheit Christi" immer weiter zurückgeschoben? Ich glaube nicht, daß wir in der religiösen Wertung Jesu zurückgegangen sind, im Gegenteil. Aber der Name Gottheit Christi ist gar nicht so sehr ein religiöser, vielmehr ein theologischer Ausdruck. Wir haben diese Unterscheidung immer gründlicher lernen müssen. Die neuere Theologie ist ausgesprochenermaßen antitheologisch interessiert. Die Formel „Gottheit Christi" ist durch ihren theologischen Stempel diskreditiert. Die Sache selbst ist ganz und gar persönliches Geheimnis und entzieht sich wissenschaftlicher Behandlung. Wir sind nicht mehr naiv genug, diese Formel zu gebrauchen. Das geben wir ohne Weiteres zu. Es giebt aber auch fromme Christen, die den Ausdruck „Gottheit Christi" kaum kennen. Und es ist so viel Zank über Inhalt und Tragweite des Begriffs gewesen! Natürlich giebt es auch noch andere Gründe der Ablehnung: rationalistische, monistische, atheistische. Haeckel und Bebel haben andre Gründe als wir.

Wir wollen mit denen nicht rechten, die sich an Luthers Wort gebunden fühlen: „wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren", und darum die Formel von der Gottheit Christi vertreten. Aber das zeigten auch die schönen Vorträge von Kähler und Schlatter, daß selbst diese konservativen Theologen die altprotestantischen metaphysischen Härten des Dogmas nicht mehr vertreten mögen. Die beiden Vorträge hätten ganz gut auch unter dem Titel: „Die Offenbarung Gottes in Jesus Christus" stehen können, ohne daß inhaltlich Etwas hätte geändert werden müssen. Es galt aber namentlich bei Kähler, auch den Ausdruck zu verteidigen. An Schlatters Worten war besonders dies erfreulich, daß er sich von spöttischen Bemerkungen über moderne Kritik freihielt. Kähler konnte sich das nicht versagen. Auf welche Theologen mag die Skizze der Wertung Jesu zutreffen, die Kähler in den Worten zeichnete: „Wir sehen da einen vortrefflichen Mann, der die Wahrheit der Sittlichkeit erfaßt hatte, wie Keiner, der einen hohen Begriff von der Gottheit hatte, wie Keiner, und der für diese Wahrheit einen Heldenkampf kämpfte, in dem er unterging" —? Daß die Skizze mit diesen letzten Worten schloß, war natürlich sehr eindrucksvoll. Das Grauen der Anwesenden vor den modernen Theologen wurde dadurch wirksam gesteigert.

Aber die gesunde Einsicht wurde doch auch von Kähler vertreten, und das ist dankenswert: daß der Glaube an die Gottheit Christi nicht die Einleitung, sondern die Krone sei. Deutlicher und kräftiger noch sprach Schlatter von „häretischem Reden von der Gottheit Christi." Häretisch ist es, „wenn man unbarmherzig ist in der Forderung dieses Bekenntnisses, wenn man es als eine Schlinge gebraucht, um die Leute zu ersticken und zu malträtieren." Unbarmherzig nennt Schlatter die Forderung da, wo die inneren Voraussetzungen zu dem Bekenntnis fehlen. Wenn doch die Konsequenzen aus solcher Anschauung für die Behandlung von Konfirmanden, Kandidaten, und überall gezogen würden! Und liegt es nicht von da aus nahe, den Ausdruck „Gottheit Christi" überhaupt dem Streite zu entziehen? Wir können bei solchen Fragen dem Herrn nicht genug danken, daß er uns das Gleichnis von den beiden Söhnen Matth. 21, 28ff. und das Wort Matth. 7, 21 gegeben hat. Vor der zwingenden Klarheit solcher Worte werden sich Christen aller Schattierungen, wenn sie ernstlich wollen, sich auch über die „Gottheit Christi" verständigen können. Das Wort „Gott war in Christus" ist von Anfang an eine frohe Kunde gewesen und ist es noch heute. Aber man hat leider daraus Qualen zu schmieden gesucht. Wir dürfen uns freuen, wenn auch bei den „Altgläubigen" immer mehr die Erkenntnis sich verbreitet, daß es auch mit dem Ausdruck Gottheit Christi nichts ist, wenn nicht frohe Botschaft herausklingt.

5

Ueber „das Leben im Glauben" wurde am Nachmittage des zweiten Tages gesprochen. Ich habe das Schlußwort von Lepsius nicht gehört. Vieles von dem, was vorher gesagt wurde, hätte vielleicht ebenso im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung gesagt werden können. Daß wir im Jahre 1902 leben, konnte man aus den Worten der Redner nicht entnehmen. Ist das ein Lob? Ein Beweis für den Ewigkeitsgehalt der Ansprachen, für die Urchristlichkeit des Inhalts? Täuschen wir uns doch darüber nicht. Die ersten Christen haben sich im Schweiße ihres Angesichts mit den brennenden Fragen ihrer Zeit herumgeschlagen. Indem wir uns ihrer Worte und Gedankengänge bedienen, bewältigen wir damit noch nicht die Fragen, die uns heute vor die Thür gelegt sind. „Das Leben im Glauben" — ist das nicht eigentlich ein Kampf mit den realen Mächten der Gegenwart? Bei dem Thema denkt man an das Leben des Christen, der mitten in der Welt mit ihrer Not und Arbeit steht. Von den drückenden ethischen Problemen für den Christen unsrer Tage habe ich in jener Versammlung Nichts gehört. Aber die Schuld wird an mir gelegen haben, daß ich etwas Andres in der Versammlung suchte, als beabsichtigt war. Es sollte wohl nur eine Erbauungsstunde sein. Immerhin eigentlich wollen wir doch nicht bloß für die Ewigkeit, sondern auch für die Gegenwart erbaut sein.

Ein Wort des trotz seiner biblizistischen Einsamkeit immer wieder eindrucksvollen Stockmayer aus jener Nachmittagssitzung möchte ich hier in bewußter Isolierung unterstreichen, denn seine Tragweite konnte in dem Augenblicke und Zusammenhange nicht zur Geltung kommen. Er sagte: „Als ob wir in geistigen Dingen Errungenschaften festhalten könnten, indem wir sie verscharren! Wir bewahren sie nur, wenn wir sie weiterbilden. Denn alles Gottgegebene ist der Entwicklung fähig. Was wir nicht weiterbilden, das verdirbt unter unsern Händen.“ Der Redner kam zu diesem Worte im Blicke auf die falsche Pietät gegenüber dem Lutherischen Bibeltext. Ich frage: Warum geben diese Kreise dasselbe nicht auch für „Bekenntnis“ und Theologie zu? — Der zur That, d. h. vorwärts drängende Sinn Jesu in dem Gleichnis vom vergrabenen Pfunde ist so kräftig, daß er auch konservative Männer zu solch in bestem Sinne moderner Rede hinreißt.

Ich habe manches gute Wort auf der Konferenz gehört, für das ich dankbar bin. Und immer habe ich mich gefragt, wie weit geht deine Gemeinschaft mit diesen Leuten? In der Terminologie sind wir weit auseinander. Wo aber wirkliche Tiefe war, da kamen wir in der Tiefe zusammen.

Paul Jaeger

Der Kampf um das Wesen des Christentums

(Zur Kirchenpolik 6. Vgl. Nr. 14, 16, 18, 22, 24)

Man kann die Konfessionen auffassen als Individuen, die um das Wesen des Christentums kämpfen. Es ist aber die Eigenart der protestantischen Konfession, daß sie diesen Kampf auf Herz und Gewissen der einzelnen wirklichen Individuen legt.

Die selbstverständliche Folge hiervon ist, daß es innerhalb der protestantischen Konfession eine allgemeine, einheitliche Aussage über das Wesen des Christentums nicht giebt. Nur wo die Einsicht in die innersten Triebe des Protestantismus fehlt, kann man sich darüber wundern.

Im Jahre 1821 schrieb Schleiermacher in seiner Glaubenslehre den Leitsatz: „In der gegenwärtigen Lage des Christentums dürfen wir nicht als allgemein eingestanden voraussetzen, was in den frommen Erregungen der Christenheit das Wesentliche sei oder nicht.“ Er schloß in dieses Urteil auch den großen Zwiespalt der Konfessionen mit ein. In den Erläuterungen aber beschreibt er den Zustand allein der protestantischen Kirche:

Der Streit hierüber*) ist in der protestantischen Kirche so groß, daß, was Einigen die Hauptsache im Christentum scheint, Andre für bloße Hülle halten, und daß, was diese wiederum für das Wesentliche ausgeben, jenen dürftig erscheint, so daß sie meinen, es lohne nicht das Christentum um des willen für Etwas zu halten. Man kann auch diesen Streit nicht beseitigen, indem man sagt, der eine Teil gehöre eigentlich nicht zur Kirche, wenngleich er dem Namen nach darin sei. Denn auch dieses Ausschließen ist als moralisches Urteil gegenseitig; die Einen schließen die Andern aus als Unchristen, und diese jene als Sektierer. Und unter solchen Umständen möchte wohl Niemand sagen, nur bei der Partei sei die rechte kirchliche Frömmigkeit, welcher es hie und da einmal gelingt, einen einzelnen Gegner wirklich auch äußerlich auszuschließen.

Daß der Streit in diesem Umfange nur neu ist, kann uns auch nicht seiner Berücksichtigung überheben. Denn daraus, daß die eine Ansicht nicht in der Kirche war, als diese sich bildete, kann mit gleichem Rechte gefolgert werden, was die Einen behaupten: die richtigere Ansicht habe erst entstehen können, nachdem die Fackel der Weisheit und der historischen Forschung länger geleuchtet, und müsse also wohl jung sein — als was die Andern behaupten: die neue Ansicht sei nur aus der beginnenden Auflösung der Kirche entstanden, und müsse also wohl unrichtig sein.

Nicht mehr Gehör dürfen wir dem guten Rate geben, daß, da alle diese zerüttenden Streitigkeiten nicht entstanden wären, wenn man gar nicht unternommen hätte, das Denken über die frommen Gemütszustände [d. i. über die Religion, näher das Christentum] wissenschaftlich auszuspinnen und in einen strengen Zusammenhang zu bringen, man zur Beilegung der Streitigkeiten nichts Besseres thun könne, als diesen Weg wieder zu verlassen. Denn eines Teils läßt sich die ganze Behauptung bestreiten. Der beklagte Zustand der Verworrenheit im kirchlichen Denken über das Wesen des Christentums ist kein Ereignis weder des eigentlich sogenannten scholastischen Zeitraumes, während dessen die dogmatische Theologie in der höchsten Blüte stand, noch des ihm an Spitzfindigkeit und Formelreichtum am nächsten kommenden nach der Reformation. Teils auch würde wenig gewonnen sein, wenn dieser Zwiespalt zwar nicht mehr so häufig und in so mannichfaltigen Formen zur Sprache käme, aber doch unbemerkt und zum Teil unbewußt immer noch vorhanden wäre. Nichts aber wirkt so kräftig dagegen, daß er sich nicht verbergen kann, als ein strenges Verfahren in der Dogmatik. (§ 5 der ersten Auflage; der ganze § fehlt in den späteren Auflagen. Die Sperrungen rühren von uns her.)

*) D. i. über das Wesen des Christentums, oder mit Schleiermacher zu reden, über „das, was die frommen Erregungen zu christlichen macht, also das, was nirgends fehlen darf, wenn nicht eben da auch das Christliche soll abgeleugnet werden.“

Für Schleiermacher handelt es sich, wie der Schluß der angeführten Worte zeigt, nicht nur um die Feststellung des in der protestantischen Kirche vorhandenen Zustandes, sondern um die Begründung des Unternehmens, mit dem er nun seinerseits dieser Kirche dienen will, seiner wissenschaftlichen Glaubenslehre. Diese soll eben leisten, was bei der starken Spannung der Gegensätze „ein dringendes Bedürfnis ist: das Wesentliche des Christentums endlich festzustellen.“ Er hat sein Werk mit einer seltenen Vereinigung von Geist und Frömmigkeit durchgeführt. Der Zustand, den er Anno 1821 beschreibt, ist gleichwohl derselbe geblieben, und in schier unübersehbarer Reihe sind ihm Andre gefolgt, ihrerseits mit größerem oder geringerem Glück das Gleiche zu versuchen und „das Wesentliche des Christentums endlich festzustellen.“ Oder, daß wir ihnen nicht Unrecht thun, den Besonneren, Einsichtigeren wenigstens — die achtzig Jahre waren lehrreich für Jeden, der lernen wollte —, müßten wir das Schleiermachersche Wörtchen „endlich“ weglassen. Denn so verdienstlich jeder in Kenntnis und Glauben unternommene Versuch ist, das Wesentliche des Christentums festzustellen: Niemand kann und darf sich heute einbilden, zu einer endlichen Lösung vorgedrungen zu sein. Vielmehr sollten wir alle endlich zu der Erkenntnis heranreifen, daß der Kampf um das Wesen des Christentums auf protestantischem Boden das Normale ist und in Permanenz erklärt werden muß.

Man sei diesem Schluß gegenüber nicht schnell mit dem Vorwurf des Skeptizismus zur Hand. Man spare auch noch den Hinweis auf Bibel, Bekenntnis, Offenbarung, Christus. Ohne die in diesen Worten beschlossenen Reichtümer lohnte es den Kampf ja gar nicht. Sie sinds, um deren Erschließung, um deren Besitz es sich gerade handelt. Es fragt sich, ob die protestantische Art, sich um sie zu bemühen, die rechte ist, und ob es — historisch angesehen — die echt protestantische ist.

Auf historische Fragen kann man nicht kurz antworten. Darum nur einige Hindeutungen zu dem Zweiten: ob der ständige Kampf um das Wesen des Christentums von Haus aus die protestantische Art war, Christentum zu besitzen.

Wenn man unbefangen die Weltgeschichte befragt, was denn das Neue und Eigene im Protestantismus sei, so bleibt man nicht vor dem Konkordienbuch stehen, auch nicht vor der Augsburgischen Konfession (das sind doch alles politische Thaten gewesen, wie viel auch Glaube und Glaubenszeugnis dabei war); man macht auch nicht Halt bei Luthers Bibelübersetzung (die Bibel war überkommener katholischer Besitz und die Lutherbibel nicht die erste deutsche Bibel). Die großen neuen Wirklichkeiten, die uns packen, sind der Luther in der Klosterzelle, dann der die Ablaßthesen anschlug, der die päpstliche Bulle und die kanonischen Rechtsbücher verbrannte, der zu Worms der römischen Kirche und dem römischen Reiche um seines Gewissens willen widerstand. Dies sind die großen typischen Erinnerungen des Protestantismus, nicht die einzigen fürwahr, aber die bis heute lebendigsten und wirksamsten. Es sind die großen Entscheidungsschlachten, die Luther im Kampf um das Wesen des Christentums geschlagen hat.

Und nicht so ist es zugegangen, daß Luther sich damals zu einer neuen Auffassung des Christentums, zu der reinen Lehre selbst durchgerungen hätte und auf diese Errungenschaft wäre nun eine neue Kirche, die wahre Gemeinde der Gläubigen, aufgebaut worden. Das war Gottes Wille nicht. Die armseligen Kirchen, die alsbald zusammengeschweißt wurden, Not-

bauten, in der Eile und Verlegenheit nur noch zu sehr nach altem Muster, immerhin Räume, in denen man wohnen konnte, besser als obdachslos unter den Stürmen, die kommen sollten — aber sie waren doch nicht der Ertrag der Reformation! Vielmehr der nimmermehr erlöschende Streit um die Wahrheit, um das Wesen des Christentums. Wie sind die Geister damals wieder aus einander gefahren, alsbald nach der neuen Entdeckung! Das Herz thut jedem Friedensfreunde darüber weh. Wo blieb der Beweis der Liebe? Wo der Gehorsam der Bergpredigt? Aber denkt man näher nach, so ist es ein furchtbarer Gedanke, daß all die Träger der neuen Gewissensreligion, des neuen Eigenchristentums sich alsbald zusammengefunden hätten zu einer zweiten Einen heiligen katholischen Kirche! Und wer diesen Gedanken zu Ende denkt, der verehrt die Wege Gottes auch über dem Religionsgespräch von Marburg und über dem dreißigjährigen Kriege. Heute sollten wir begreifen, warum Gott uns Protestanten so geführt hat: damit wir das Christentum der eignen freien Ueberzeugung der Welt darstellen, jenes Christentum, dem der Kampf um sein Wesen Lust und Leben ist!

Einer jener katholischen Priester, die den Unterschied von Katholizismus und Protestantismus am eignen Leibe verspüren, hat in der letzten Nummer 139 des Chrétien français diesen Unterschied mit folgenden Worten treffend gezeichnet:

Crions le sur les toits: il faut de toute nécessité, qu'une religion, qui se dit révélée, soit constatée et interprétée par la raison et conscience individuelle — ce qui est le protestantisme —

ou par une autorité, dont la raison et conscience individuelles ont le droit et le devoir de constater l'existence, la nature et l'étendue dans cette même révélation — ce qui est (ou doit être) le catholicisme.

So erscheinen dem gewesenen Priester in dem Moment, da er sich von seinem Amte und von seiner Kirche löst, die beiden Konfessionen in ihrer Eigenart: hier im Protestantismus der Offenbarungscharakter bewährt in der Gewissenszustimmung des Einzelnen, dort im (idealen) Katholizismus in der ebenfalls jeder Vernunfts- und Gewissensstimmung zugänglichen kirchlichen Autorität. Ist es so, dann besteht hier der Kampf der Einzelüberzeugungen um das Wesen des Christentums zu Recht; dort bleibt die Tendenz auf die Einheitskirche, die freilich, wenn sie gesund bleiben will, ihre Autorität auch in Fühlung halten muß mit Vernunft und Gewissen der Kirchenglieder.

Ist dies der Grundunterschied, dann leuchtet ein, wie thöricht die Schadenfreude der Katholiken ist, wenn sie die Lebhaftigkeit der inneren Gegensätze unter den protestantischen Richtungen wahrnehmen. Derlei Zwiespalt und Kampf würde für die katholische Kircheneinheit tötlich sein, auf protestantischem Boden ist es aber der natürliche, dauernde Zustand. Man kann nur lächeln, wenn die katholische Presse daraufhin unsrer Kirche beinahe täglich den Totenschein ausstellt. Sie sollte endlich den Gegner besser verstehen!

Ferner aber: ist dies der Grundunterschied, so haben wir offenbar im Protestantismus selbst Parteien, Richtungen, die katholisieren. Das schadet Nichts, so lange sie dennoch gut protestantisch an dem Kampf um das Wesen des Christentums teilnehmen; sobald sie aber versuchen, ihren katholischen Kirchen- und Autoritätsbegriff mit andrer als geistiger Gewalt durchzusetzen, geraten sie auf die Pfade der „Gegenreformation“ und drohen wie diese eine gesunde Fortentwicklung des Protestantismus zu hemmen und zu ersticken.

Alle echt protestantischen Elemente aber, wie mancherlei auch ihre Art sein mag, sollten sich immer von der heiligen Ueberzeugung durchdringen lassen, daß der Kampf um das Wesen des Christentums ihre oberste Pflicht ist. In solchem Kampf muß jeglicher Zeit ihr Christentum neu errungen werden, in Leben und Lehre. Jeder evangelische Christ ist dazu mit berufen. Und es wird Niemand gekrönt, er kämpfe denn recht.

Bei diesem Kampf bieten zwei irdische Großmächte dem Glauben ihre Hilfe an: die Wissenschaft und das Recht. Sehen wir zu, was von ihrer Hilfe und Hilfsbereitschaft zu halten ist.

R

Kleine Mitteilungen, Quittung, mancherlei Anzeigen mußten zurückgestellt werden. Von Anzeigen eine Ankündigung des erschienenen Protokolls der Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses in Dortmund (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 2 Mk.) und die Einladung zu einem moralpädagogischen Ferienkursus für Lehrer und Lehrerinnen in Zürich, 18. bis 23. Juli: Näheres durch den Veranstalter Dr. Fr. W. Foerster in Zürich II.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Staatlich geprüfte jüngere Lehrerin von ernster christlicher Gesinnung, die von der katholischen zur evangelischen Kirche überzutreten beabsichtigt, sucht Stellung als **Erzieherin** in gutem evangelischen Hause oder an einer evangelischen höheren Schule. Gef. Offerten **sub A. K.** an die Expedition d. Blattes.

Für meine Schwester, geprüfte
Kindergärtnerin
mit vorzüglichen Zeugnissen, 23 Jahre alt, suche ich für 1. Sept. ds. Js. oder später eine passende Stelle in **Familie** oder **Kindergarten.** Gehalt nach Uebereinkunft. Näheres brieflich.
Pfarrer Wilhelm Fink
Bucha b. Jena Sachs. Weim.

Neuer Verlag von Martin Warneck in Berlin W. 9.

König, E., Prof. D. **Bibel und Babel. 5. Auflage.** 80 Pfg.

Rhiem, H. **Hinter den Mauern der Zenana.** 1,50 M. gebunden 2 M. Reich illustriert mit Vorwort von Prof. D. Warneck.

Strümpfel, C. **Was jedermann heute von der Mission wissen muß. — 16.—20. Tausend.** — 1 M., gebunden 2 M.

Fliedner, F. **Aus meinem Leben. 5. u. 6. Aufl.** 4 M. gebunden 5 M.

Eberlein, G., Lic. **Hebe deine Augen auf. Morgen- und Abendandachten. 2. Aufl.** Schöner Druck. Gut gebunden 4,50 M.

Lahusen, F. **Wirkt das Gebet Wunder der Heilung? 2. Aufl.** 30 Pfg.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Schäfer, Dr. Ernst, **Beiträge zur Geschichte des spanischen Protestantismus und der Inquisition** im 16. Jahrh. Nach den Originalakten in Madrid und Simancas bearbeitet. In 3 Bdn. 30 M., geb. 33,50 M. I. 7 M., geb. 8 M., II. 8 M., geb. 9 M. III. 15 M., geb. 16,50 M. Prospekt gratis.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.
Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANOS von ℳ 350.— an.
Harmoniums von ℳ 80.- an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. **Illustr. Kataloge gratis-frko.**
Wilh. Rudolph, Giessen.

WANGEROOG
Nordseebad.
Prospekte versendet
Die Badekommission

Dr. med. Lindtners Sanatorium
„Finkenwalde“ bei Stettin
(Naturheilanstalt)
Herrliche geschützte Waldlage. Vorzügliche Erfolge
Prospekte frei

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Maburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage von Richard Lohrentz in Berlin